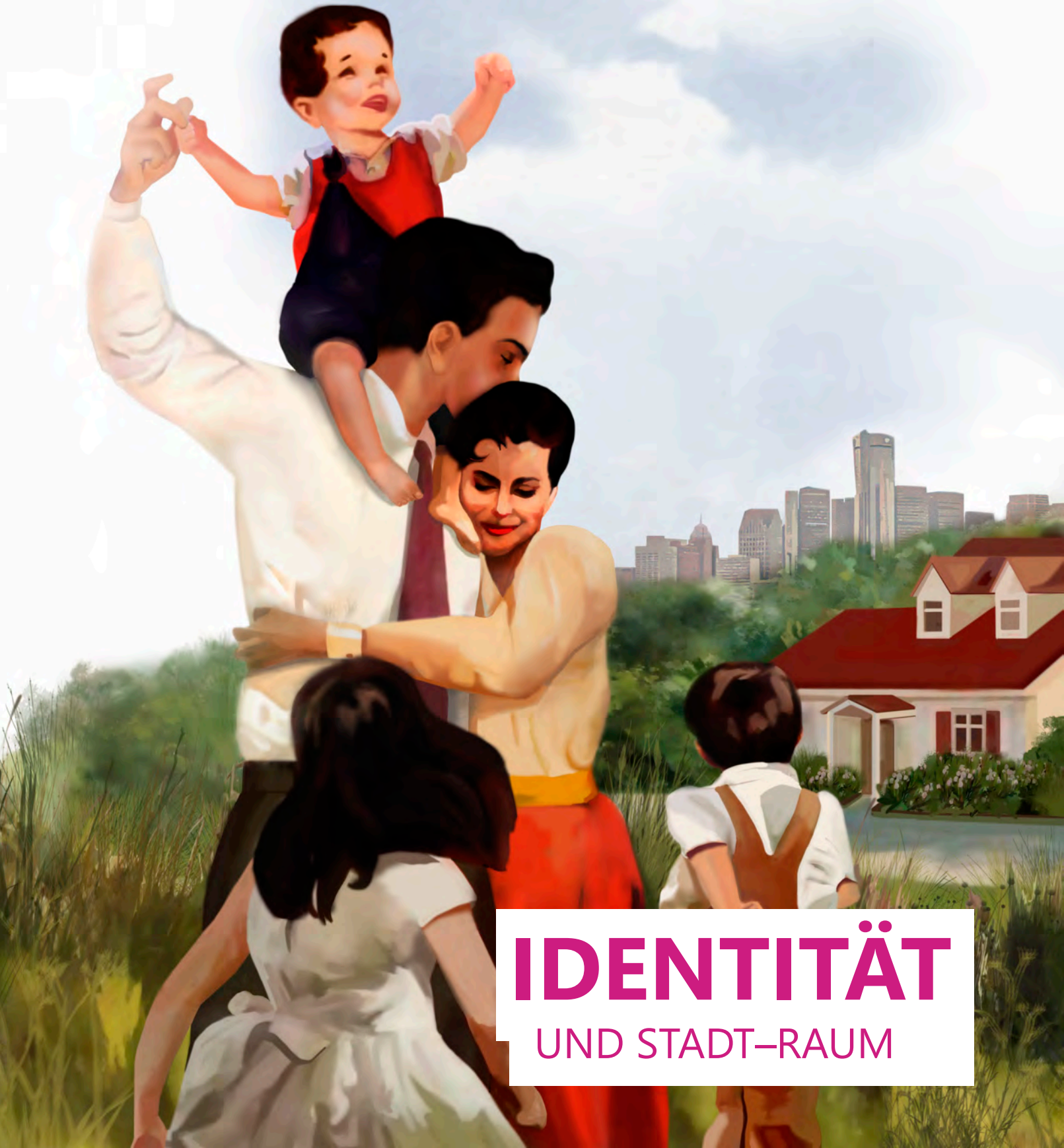
Ausgabe 83 – Oktober 2022

PLANIK



IDENTITÄT

UND STADT–RAUM

Impressum

Redaktion

Judith Gerhardt

Lilly Schnell

Benedikt Schroeter

Layout

Lilly Schnell

Cover

Anastasia Kuznetsova

Editorial

*Autor*innen: Lilly Schnell, Benedikt Schroeter*

Räume prägen Menschen, Menschen prägen Räume. Egal ob in der Stadt oder auf dem Land, jederzeit und überall bestehen Wechselwirkungen zwischen Orten und Identitäten. Das fängt bereits im Alltag an. Das Umfeld und uns bekannte Lebensweisen bestimmen das individuelle Handeln. Lebensweisen werden hegemonial vorgegeben, entsprechen Narrativen einer Gesellschaft und werden von kommenden Generationen übernommen. Daneben gibt es heterotopische Räume, in denen davon abgewichen wird und sich neue Identitäten bilden.

Wer war vor Jahren kaputter als kaputt
Wer stieg daraus wie ein Phoenix aus dem Schutt
Und wer zieht heut wie einst die Menschen wieder an
Wie heißt die Stadt auf die man nicht verzichten kann?

Hildegard Knef, Das ist Berlin

Identitäten sind politisch. Die Art, wie wir unser Leben führen, festigt oder destabilisiert gesellschaftliche Hierarchien. Wo früher die Frau selbstverständlich im suburbanen Raum den Haushalt im Einfamilienhaus führte und der Mann währenddessen am gesellschaftlichen Leben teilnahm, bestehen mittlerweile (zum Glück) vielfältige Formen gesellschaftlicher Teilhabe, ohne nivellieren zu wollen, dass immer noch keine Gleichberechtigung besteht. Die Entwicklung hin zu mehr Selbstbestimmung ist Ergebnis einer Individualisierung, die seit den 60er Jahren weiter zunahm. Heutzutage wird in Diskursen über Race, Gender und Diversity in den Feuilletons und auf social media das Verhältnis vom Individuum zum Kollektiv diskutiert. Doch auch abseits medialer Debatten sind wir direkt in diese gesellschaftlichen Aushandlungsprozesse involviert, ob wir wollen oder nicht. Die Frage, ob low carb vegan food oder lieber Currywurst gegessen werden soll, kann den Appetit an der einen oder anderen Mahlzeit verderben. Die Präferenz für Dieselmotor oder Fahrrad kann religiöse Züge annehmen. Und selbst die Ästhetik ist nicht frei von Kulturkämpfen, wie sich anhand des Stadtschlosses und des Molkenmarkts zeigt. All diese diversen Identitäten sind Realität.

In Köln warst Du Streber in Hamburg Klassenbester
In Berlin lernst Du chillen im hundertsten Semester.
[...] Im Görli kreisen Tüten am Kotti kreisen Blüten
Der Pitbull ´n ganz lieber, sein Herrchen Autoschieber
Hallöchen und Tschüssi Sonne Mond und Sterni
Berlin ohne Späti ist wie Bert ohne Ernie.

Berliner Morgenpost, Das ist Berlin

Gerade in Berlin zeigt sich die Vielfalt an Identitäten. Wir sehen sie jeden Tag sowie jede Nacht in der U-Bahn, unter den Brücken, auf der Arbeit, im Studium. Sie prägen Räume und werden gleichzeitig von ihnen geprägt. Meist sind es Orte des Alltags, die für die Personen von Bedeutung sind. Das kann eine U-Bahnhaltestelle, wie in *Wo, wenn nicht hier?* sein oder oder die selbstgestaltete Baumscheibe in *Der Minigarten vor der eigenen Haustür*. Auf der anderen Seite kann auch das Ausbrechen aus dem Alltag identitätsprägend sein, was in *Dunkle Heterotopien* deutlich wird. Auch *Night City* thematisiert die Bedeutung der nächtlichen Erfahrung auf Identitäten. Gezielte Interventionen, wie in *Neue Identität durch Kunst*, zeigen das identifikatorische Potenzial von Räumen und der dort stattfindenden Interaktion. Dabei bestehen diese Räume nicht nur in Berlin. *Sümpfe, Sonne, Dampfendes Chaos – Houston, Texas* und *Das Geflüchtetencamp Shatila als temporäre Verräumlichung einer kollektiven Identität* vermitteln Perspektiven aus anderen Räumen, abseits unserer Lebensrealität.

Viel Spaß beim Stöbern in der neuen Ausgabe #83 *IDENTITÄT und Stadt-Raum.*
wünschen
Lilly und Benedikt

SCHWERPUNKT

Wo, wenn nicht hier? 8

Der Minigarten vor der eigenen Haustür 9

Das Geflüchtetencamp Shatila als temporäre Verräumlichung einer kollektiven Identität 11

Dunkle Heterotopien 13

Sümpfe, Sonne, Dampfendes Chaos – Houston, Texas 17

Neue Identität durch Kunst 19

Night City - Identity through the night 22

ÜBERBLIC

URBANES FEUILLETON

Fließende Heimat oder Travemünde – ein Teil von mir 28

Spot on - (kl)eine Hommage 29

Third Space Eckkneipe 30

CAMPUS

Techniker // Künstler: Wie ein Zaun zwei Universitäten auf einem Campus trennt 36

GK

SCHWEI

RPUNKT

Wo, wenn nicht hier?

Alle 5 Minuten verliebt sich Abfall in diesen Eimer steht auf dem orangefarbenen Mülleimer rechts neben dem Eingang zur U-Bahn-Haltestelle Rosenthaler Platz. Bevor man die Treppe hinunter geht und in den unterirdischen Teil der Stadt eintaucht, verabschiedet sie sich allerdings noch gebührlich mit Papierschnipseln, leeren Flaschen am Boden und angeketteten Fahrradleichen. Tourist*innen stehen verwirrt im Weg und versuchen herauszufinden, ob sie tatsächlich da angekommen sind, wo sie hinwollten.

Autorin: Hannah Fuchsenberger

Inmitten dieses Trubels lassen sich zwei Menschen allerdings nicht aus dem Konzept bringen. Ein Brautpaar steht in aller Ruhe vor dem Treppenabgang zur U-Bahn-Station und posiert für Fotos. Hochzeitskleid, Blumenkranz und Anzug passen eigentlich nicht zu der hektischen Umgebung, anscheinend verbinden sie mehr mit diesem Ort als nur den gewöhnlichen Eingang einer U-Bahn-Station. Vielleicht haben sie sich hier kennengelernt, sind ineinander gestolpert beim schnell die Treppe hinabhasten, um die Bahn rechtzeitig zu erwischen. Vielleicht haben sie sich hier nach ihrem ersten Date zum ersten Mal geküsst. Vielleicht hatten beide kein Ticket an dieser Station, wurden erwischt, mussten aussteigen und sind anschließend ins Gespräch gekommen. Sicher ist, sie haben Erinnerungen gesammelt, sind emotional mit dieser Station verbunden. So intensiv, dass die Bahnhaltestelle Teil ihrer Hochzeitfotos werden sollten. *Wo, wenn nicht hier?*, werden sie sich gedacht haben. Die Fotografin positioniert das Liebespaar in der Mitte des Treppenaufgangs. Die Berliner*innen beeindruckt das allerdings wenig. Rechts und links gehen sie an Braut und Bräutigam vorbei hinunter in die Station und riskieren gleichgültig eine anonyme Teilnahme auf dem zukünftigen Hochzeitsfoto.

Eine U-Bahn-Station ist ein öffentlicher Raum, durch den früher oder später alle irgendwann einmal durchmüssen. Hier finden flüchtige Begegnungen statt, Interaktionen zwischen Bewohner*innen, Straßenmusiker*innen, Tourist*innen, Pendler*innen, Jugendliche und - ja eben auch mal ein Brautpaar. Wo sonst trifft man im Alltag so viele Menschen unterschiedlicher Herkunft, Geschlecht und Alter gleichzeitig?

Der Einfluss einer U-Bahn-Station auf das Stadtquartier ist daher nicht zu unterschätzen. Die jeweilige Linie, die Station und ihre Atmosphäre bestimmt nicht nur, wer an die Stadtluft nach oben kommt, sondern beeinflusst auch, von welcher Stimmung die Besucher*innen in dem Quartier begrüßt werden. Sie sind das inoffizielle Aushängeschild der jeweiligen Gegend und für manche die erste Begegnung mit dem Kiez an sich.

Insgesamt 173 U-Bahn-Stationen gibt es in Berlin, die von 10 Linien befahren werden. Entworfen hat die meisten der schwedische Architekt Alfred Grenander, der das Prinzip der Kennfarbe entwickelte. Jede Haltestelle hat ihr ganz individuelles farbliches Design und unterscheidet sich somit deutlich von dem jeweils davor beziehungsweise dahinter liegenden Bahnhof. An der Station Rosenthaler Platz ist dies noch deutlich zu erkennen. Am 18. April 1930 eröffnet, zeigt sich die Station bis heute in ihrem historischen Design. Die intensiv orangefarbenen Fliesen, die den gesamten Bahnsteig inklusive Ein- und Zugängen bedecken, sind zu einem Markenzeichen geworden, das mittlerweile sogar auf Postkarten und Kühlschrankmagneten übertragen wurde. Die aktive architektonische und dekorative Gestaltung trägt zur Atmosphäre und Identität bei. An den Wochenenden wird es hier oft laut. Besucher*innen versammeln sich um den immer gleichen Musiker, tanzen zu seiner Trompete im orangenen Licht, bevor sie schließlich in den beginnenden Tag verschwinden. Die stark frequentierte U8, eine der Nord-Süd-Verbindungen der Stadt, befährt diese auffällige Station. War der Rosenthaler Platz zwischen den Jahren 1961 und 1989 noch ein Geisterbahnhof, hält die U-Bahn heutzutage allerdings ganz gewöhnlich an der Station auf ihrem Weg von Wittenau über Gesundbrunnen bis zur Hermannstraße in Neukölln.

U-Bahn-Haltestellen sind Orte des Zusammenkommens, des Abschieds und des Neubeginns. Sie verbinden die Stadt, helfen bei der Orientierung, eröffnen neue Räume und Möglichkeiten. Nicht nur der Abfall verliebt sich alle 5 Minuten in den Mülleimer, Hunderte Freundschafts-, Familien- und Liebesgeschichten spielen sich hier täglich ab. Das Brautpaar misst dem Rosenthaler Platz seine ganz eigene individuelle Bedeutung bei und zelebriert diese öffentlich. Die U-Bahn-Station ist ein Ort, der Urbanität herstellt und der es jedem und jeder ermöglicht, eine tägliche, intime Beziehung mit der Stadt herzustellen. Sie ist aber auch der Ort, der jeder Stadt den Raum bietet, sich selbst darzustellen, zu existieren und ihre Einzigartigkeit zu zeigen.

Abb. 1: U-Bahnhof Rosenthaler Platz

Der Minigarten vor der eigenen Haustür

Vom Hundeklo zur identitätsstiftenden Mini-Oase mit Naturschutzpotenzial. Die Begrünung von Baumscheiben erfreut sich zunehmender Beliebtheit.

Autorin: Sophie Mertin

Wer keine zwölf Jahre auf eine Kleingartenparzelle warten möchte, den eigenen Balkon bereits in einen Dschungel verwandelt oder eben auch keinen hat, findet den Ersatzgarten vielleicht direkt vor der Haustür. Alle kennen sie aus der eigenen Nachbarschaft. In ihrer Vielzahl und Vielfalt spiegeln sie die Kiezmentalität wider und lassen sogar auf die Persönlichkeiten der Gärtner*innen schließen.

Bei mehr als 400.000 Straßenbäumen, die es laut Senatsverwaltung für Umwelt, Mobilität, Verbraucher- und Klimaschutz in Berlin gibt, sollte sich gewiss noch die ein oder andere unbegrünte Baumscheibe finden lassen, um den grünen Daumen unter Beweis zu stellen und die gärtnerischen Ambitionen langfristig zu erproben. Wer jetzt aber denkt, dass der Gestaltungsfreiheit dabei keinerlei Grenzen gesetzt sind, täuscht sich. Wie in Berlin üblich, hat nahezu jeder Bezirk eigene Vorschriften zur Gestaltung der Baumscheiben aufgestellt. Während in Mitte die Stadträtin für den öffentlichen Raum Dr. Almut Neumann unter dem Slogan *Mach Mitte Schöner* zur aktiven Mitgestaltung von Baumscheiben aufruft, bittet Friedrichshain-Kreuzberg höflichst um die Beachtung bestimmter Regeln: *Das Straßen- und Grünflächenamt freut sich über die regelmäßige freiwillige Mithilfe und das Engagement von Anwohner*innen für die Baumscheiben im öffentlichen Straßenland, denn das lässt die Fläche optisch ansprechender erscheinen und hat positive Auswirkungen auf unsere Bäume.*

In Tempelhof-Schöneberg muss sogar vorab via (Online-)Antrag mit den Fachbereichen Grünflächen und Straßen die Frage geklärt werden, ob und in welcher Form die Bepflanzung einer Baumscheibe grundsätzlich möglich ist: *Die Frage, ob und in welcher Form die Bepflanzung einer Baumscheibe grundsätzlich möglich ist, muss vorab mit den Fachbereichen Grünflächen und Straße geklärt werden.*

Fast alle Bezirke geben jedoch hilfreiche Tipps zur Anlage und Pflege, stellen ganze Pflanzlisten zur Verfügung und benennen direkte Kontaktpersonen bei Fragen. Sofern der *Leitfaden zur Begrünung von Baumscheiben* vom BUND Berlin e. V. diese überhaupt unbeantwortet lassen sollte.

Neben einer optischen Aufwertung der Umgebung verbessert eine gut ausgeführte Begrünung der Baumscheibe nicht nur den Standort des Baumes, sondern beeinflusst auch die Artenvielfalt in der Stadt positiv. Kontakte und Gespräche mit der Nachbarschaft beim Gießen und Gärtnern sind ein schöner Nebeneffekt. Es ist gut vorstellbar, dass (gemeinsam) begärtnerte Baumscheiben ein Zusammengehörigkeitsgefühl wecken, Verantwortungsbewusstsein steigern, eine bewusste Wahrnehmung fördern und Identitätsmerkmale stiften.

Aber wie sollte es auch anders sein, nicht alle sind begeisterte Baumscheibenliebhaber. Skeptiker*innen sehen Baumscheiben viel mehr als kleine umzäunte Privatgärten an. Die Aneignung öffent-

Abb. 2: Rykestraße, Prenzlauer Berg

Abb. 3: Pücklerstraße, Kreuzberg. Über den QR-Code gelangt ihr zu einem kleinen Leitfaden des BUND zur ökologischen Bepflanzung von Baumscheiben

Abb. 4: Lützowstraße, Tiergarten

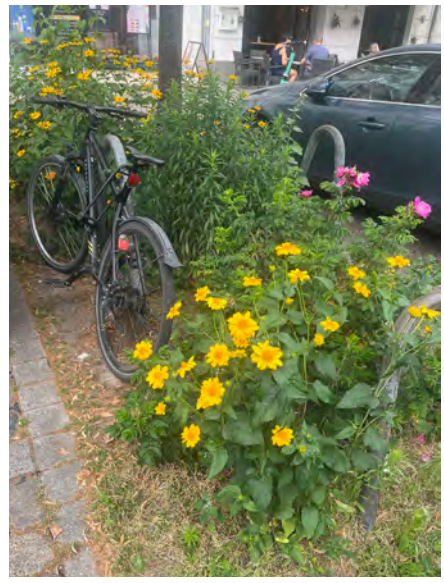


Abb. 5: Knesebeckstraße, Charlottenburg

lichen Straßenlands offenbart in ihren Augen kleinbürgerliches Spießertum und kann u. a. zu Problemen bei der Müllentsorgung durch die BSR führen. Max Müller schreibt in seinem Kommentar *Finger weg: Berlins Baumscheiben sind keine Privatgärten!* über Zäune als Grenzen und den Wunsch der Städter nach Ordnung. Als Missbrauch von Baumscheiben ist wohl auch der Bildband der Dragqueen Jurassica Parka zu verstehen. Sie hat dem Phänomen einen ganzen Instagram-Account mit dem Namen *#schlimmebaumscheiben* gewidmet.

Wenn euch das nicht abschreckt, dann schließt euch doch in der WG, mit den Nachbar*innen, den umliegenden Späti- und Restaurantbesitzer*innen zusammen und legt gemeinsam eine Baumscheibe ganz im Stil eurer Straße und nach eurem Gusto – natürlich im Rahmen des Erlaubten – neu an. Aber bedenkt bitte stets, dass diese auch über die nächsten Jahre (liebevoll) gepflegt und nicht sich selbst überlassen werden will.

Also dann: Zieht die Gartenhandschuhe an, holt den Spaten raus und legt los,um gemeinsam Baumscheiben zu begrünen und zu gestalten. Vielleicht schafft es dann ja auch eure Baumscheibe die schönste Berlins zu werden!

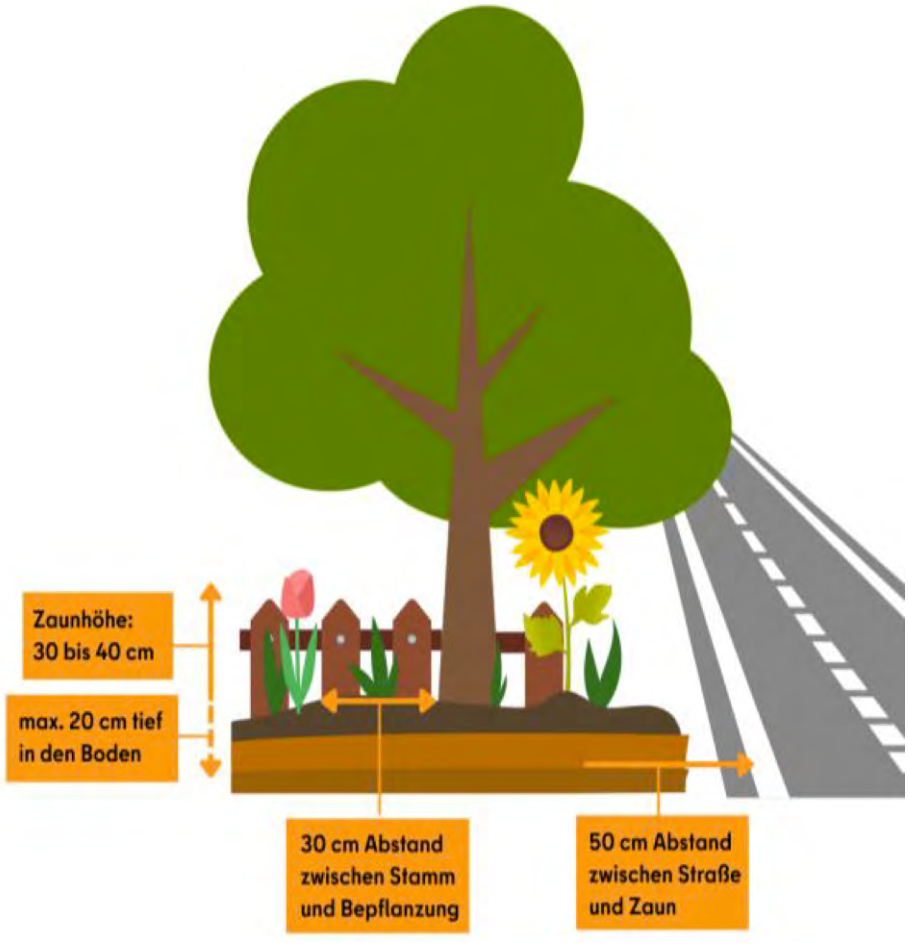


Abb. 6: Der Bezirk Berlin-Mitte informiert in einem Infoflyer zur sachgerechten Bepflanzung von Baumscheiben. Was ist erlaubt und was nicht? Die Antworten gibt es da.

Sendet uns Fotos eurer Baumscheibenprojekte oder anderer Baumscheiben, die ihr (in Berlin) findet. Schreibt uns dazu, WO ihr die Baumscheibe gesichtet habt und was sie für euch so besonders macht. Wir drucken in der nächsten Ausgabe eine Galerie der eingesendeten Fotos.

zeitschrift.planik@gmail.com

Das Geflüchtetencamp Shatila als temporäre Verräumlichung einer kollektiven Identität - شاتيلا

Shatila im Süden Beiruts war ein Camp für palästinensische Geflüchtete und gilt heute als stark palästinensisch (und syrisch) geprägter Stadtteil. Es war und ist politischer Aushandlungsort – sowohl von Seiten der libanesischen Regierung als auch von den Palästinenser*innen selbst.

Autorin: Nadia Zoë Plönges

Verräumlichung kollektiver Identität

Worin drückt sich Identität aus? Steckt sie in der gebauten oder gelebten Umgebung? In dem, was in den Häusern oder dem, was auf der Straße stattfindet? Spiegelt sie sich in den Leben, Absichten und Intentionen der Individuen wider, die die Häuser und Straßen bewohnen? Wird Identität weiterentwickelt oder ist sie permanent – oder eine Mischung aus permanentem Kern mit temporär variierenden Elementen? Kann eine akkumulierte kollektive Identität, konstruiert aus den Individuen, die eine Stadt bewohnen, in das Stadtbild eingeschrieben werden? Welche Verantwortung trägt die Stadtplanung, diese eingeschriebene Identität fortzuführen, mit festem Kern und dennoch Platz für Variation?

Urbanisierung Shatilas

Shatila. Ein Stadtviertel in der südlichen Banlieue Beiruts: jedes Gebäude möchte seinen Nachbarn überragen, provisorisch getürmte Wohneinheiten reihen sich um ein amorphes Straßen-, eher Wegenetz, intensives Leben auf den Gassen, rennende Kinder, rauchende Männer. Zwischen den Häusern hängt ein Meer aus Elektrokabeln. Shatila grenzt sich kaum von den umgebenden Vierteln ab, steht aber hinsichtlich seiner Dichte und Bauweise im starken Kontrast zu anderen Vierteln Beiruts mit mehr Struktur. Vor 70 Jahren entwickelte sich eine Zeltstadt als offizielles Geflüchtetencamp für palästinensische Geflüchtete, die seit 1948 auf der Flucht waren. Heute fehlen die Zelte, die Strukturen und die Atmosphäre eines *offiziellen* Camps. Auch die Bewohnerschaft hat sich verändert: Migrierende aus anderen Teilen der Welt haben ein Zuhause in Shatila gefunden und vor allem Geflüchtete aus Syrien prägen seit 2011 das Stadtbild.

Flucht & Grenzen

Flucht wird mit Temporalität assoziiert, mit dem Überschreiten von Grenzen (borders) und der Konstruktion von neuen (sozialgesellschaftlichen) Grenzen (boundaries), die sich wiederum im Raum manifestieren. *Agambens* Konzept der passivierenden Reduktion Geflüchteter auf ihr *bare life* in einem Ausnahmezustand und somit der Absprache eines politischen Lebens hat im Falle der palästinensischen Vertreibung, die seit über sieben Dekaden andauert, ausgedient.

Politisierung des Raums - Exklusion

Im Gegenteil, die Balance zu finden (als politischer Prozess) zwischen der Wahrnehmung der Palästinenser*innen als temporäre Einwohner*innen des Libanon und deren andauernder Präsenz manifestieren sich im Raum. Das Geflüchtetencamp verräumlicht diesen politischen Aushandlungsprozess. Wie gestaltet sich das Spannungsverhältnis zwischen dieser Wahrnehmung von Camps als Orten der Exklusion und Segregation und Camps als Orten des politischen Ausdrucks und der Handlungsfähigkeit von Geflüchteten? Obwohl Geflüchtetencamps als vorübergehender und temporärer Raum gedacht sind, hat die Urbanisierung in den letzten sieben Jahrzehnten Shatila geprägt. Für die Politik des Libanon, die stark konfessionalistisch geprägt ist, bedeutete die Ankunft von über 100.000 Palästinenser*innen nach 1948 und Zehntausenden weiteren nach dem Arabisch-Israelischen Krieg 1967 eine Verschiebung im christlich-muslimisch konfessionell geteilten Machtsystem. Während christliche Palästinenser*innen die libanesische Staatsbürgerschaft erwerben konnten, blieb dies der muslimischen Mehrheit verwehrt. Die rechtliche Marginalisierung äußert sich in eingeschränkten Rechten zum Erwerb von Eigentum, dem Ausschluss von Berufen, weiteren sozioökonomischen Nachteilen, die Armut und Exklusion begünstigen. Ausgrenzungen, die das gesellschaftliche Miteinander bedrohen, wirken sowohl in den rechtlichen und nationalstaatlichen Sphären als auch auf jede einzelne Per-

*Giorgio Agamben, * 1942 Rom/Italien*
Philosoph, verschiedene Konzepte zu ‚state of exception' (Ausnahmenzustand) und Biopolitik (ausgehend von Michel Foucault) insbesondere im Kontext von Camps/Lagern entwickelt

*bare life (bloßes Leben)- biopolitisches Konzept, beschreibt Reduktion von Bürger*innen als politische Subjekte auf Körper*

son. Wie große politische Linien der Nationalstaatlichkeit *ausgehandelt* werden, zeigt das grausame Massaker von Sabra und Shatila vom 16.-18. September 1982. Mindestens 1300 Zivilist*innen wurden von christlichen Milizen umgebracht und somit kollektiv für die Präsenz der PLO (Palestinian Liberation Organization) bestraft, die in den libanesischen Bürgerkrieg von 1975 bis 1990 involviert war. Auch das Camp als Identitätsort der muslimischen Palästinenser*innen zerstörten die Milizen nahezu komplett. Auf rechtlicher, gesellschaftlicher und räumlich kommt zum Ausdruck, dass diese Palästinenser*innen weder langfristig erwünscht sind noch als gleichwertige Bürger*innen gesehen werden.

Politisierung des Raums – agency

Obwohl seitens der Palästinenser*innen die Temporalität des Aufenthalts als politischer Wunsch geäußert und politisiert wird, schreibt sich ihre Rolle als politische Akteur*innen in den Raum ein. Palästinensische Vertriebene insistieren auf ihr *right to return*, rechtlich festgeschrieben in Artikel 11 der United Nations General Assembly Resolution 194. Die Hoffnung auf eine Rückkehr nach Palästina - in ihre Häuser, ihre Heimat - ist trotz jahrzehntelanger Vertreibung stets Realität der Geflüchteten und deren Umsetzung Hauptelement politischer Forderungen. Zwischen Legalität und Illegalisierung werden neue Ökonomien improvisiert, Räume weitergebaut und weitergedacht. Diese Aneignung des Raumes, in dem die Adaptionen, Ansprüche und Forderungen sichtbar gemacht werden, ist die ermächtigende Politisierung des Raumes. Aus der Notwendigkeit der Informalität kann ein Diskussionsraum und in gewisser Weise ein politisches Zentrum für die vertriebene Bewohnerschaft entstehen. Durch die agency der Geflüchteten wird der Raum intrinsisch politisiert und nicht nur durch das *Außen* lähmend, passivierend, zu einem Raum der Exklusion degradiert. Das Camp verkörpert eine Ausnahmesituation, die die Palästinenser*innen nutzen können, um auch nach 70 Jahren Leben im Camp ihren Anspruch auf eine Rückkehr nach Palästina aufrechterhalten zu können. Shatila ist eine Verkörperung der angestrebten Rückkehr, einem temporären Zustand bis dahin.

Intervention?

Als Stadtplaner*in oder sonstige Institution, die in Shatila interveniert, wäre es also ignorant, auf der Hand liegende Aufwertungsmaßnahmen vorzuschlagen. Das Geflüchtetencamp Shatila lebt von seinem temporär-permanenten Charakter. Die dort lebende Bevölkerung, aber auch vertriebene Palästinenser*innen finden in der räumlichen Ausgestaltung des Camps ein Ausdrucksmittel ihrer Situation.

Ist das Camp nur ein Ort, der die Identität der Augegrenzten, Heimatlosen tragen soll oder verkörpert es nicht auch die Identität des Gemeinsamen? Das Camp wirkt für geflüchtete Menschen als (mehr oder weniger) sicherer Rückzugsort und verräumlicht als *space of identity*, wie Ramadan es beschreibt, kollektive Flucht- und Vertreibungserfahrung. Es ist ein Ort, wo die gesellschaftlichen Exklusionsmechanismen verbinden und homogenisieren.

Abb. 7: belebtes Zentrum Shatilas

Angesichts der rasanten Verdichtung unter anderem seit der Ankunft zahlreicher Geflüchteter aus Syrien in der letzten Dekade, den unter Umständen tödlichen Lebensbedingungen zwischen den Elektrokabeln, zunehmender Nahrungsunsicherheit und Armut, ist ein dringender Handlungsbedarf dennoch nicht von der Hand zu weisen. Vorschläge sollten darauf abzielen, die politische Rolle der Geflüchteten als Akteur*innen zu betonen, die ihre Ansprüche und Forderungen im Raum zum Ausdruck bringen – insbesondere ihr *right to return*. Notwendige Maßnahmen dürfen nicht zu final baulich-invasiv gestaltet sein, um den temporären Charakter und die Grundlage des Bestehens auf das *right to return* der Palästinenser*innen nicht zu zerstören. Dies lassen Dichte und Bebauung des Viertels auch nicht zu. Hinsichtlich gravierender Herausforderungen bei wichtigen Versorgungsleistungen wie Strom muss auf Unabhängigkeit vom libanesischen Staat und zudem dezentrale Strukturen gesetzt werden. Kleine, schnell implementier- und rückbaubare Versorgungseinheiten werden im Raum verteilt. Bauliche Interventionen im öffentlichen Raum, wo Bildungs-, Sozial- und Austauschfunktionen fehlen, sollten über ansässige NGOs und Hilfsorganisationen gefördert, aber von der Gemeinschaft getragen werden. Die Eigenkonstruktion als lokale Bauweise kann die kollektive Identität hervorheben. Das Empowerment der agency der Bewohner*innen muss im Vordergrund stehen und technokratische top-down Prozesse von Kontrolle und humanitärer Hilfe ablösen. Das Camp muss als Verhandlungsort der Bewohner*innen und nicht der libanesischen nationalstaatlichen Politik gestärkt werden.

Die Identität von Shatila hat ihren festen permanenten Kern des *right to return* und bewegt sich stets im Spannungsfeld zwischen Temporalität und Permanenz, Exklusion und Integration, Homogenität und Heterogenität, Kontrolle und agency. Die Identität von Shatila ist eine temporäre kollektive Identität, die die Hoffnung auf Rückkehr in sich trägt.

Dunkle Heterotopien

In Berlin hat er bisher die besten Partys gefeiert und in Clubs ein neues Selbstbewusstsein entwickelt. Die Nacht nimmt einen wichtigen Teil in seinem Leben ein. – Wie schafft Nachtleben die Identität, Sebastian?

Zum Nachtleben gehören nicht nur die zwei Komponenten Nacht und Leben. Es ist viel mehr als das und auch nicht auf die dunkle Zeit des Tages beschränkt. Nachtleben bedeutet Vorbereitung und Vorfreude auf die Zeit im Club und auch das Nachhausegehen oder das Schlafen in einer fremden Wohnung. Nachtleben ist ein Gefühl der Freiheit und Mystik. So zumindest beschreibt Sebastian seine Erfahrungen mit dem Nachtleben.

Wir beide kennen uns noch aus der Musikschule – haben zusammen im Chor gesungen und gemeinsam gequatscht. Kannst du dich unseren Lesenden vorstellen? Wer bist du und was machst du?

Hi, schön, dass ich hier sein darf. Ich bin Sebastian (he/they), 24 Jahre alt und ich komme aus Berlin. Wir kennen uns aus dem Musikschulunterricht. Die Musik ist unser gemeinsamer Nenner, genauso wie das Leben in der Großstadt.

Und aktuell studierst du in Berlin.

Genau. Ich studiere Biologie an der Humboldt Universität zu Berlin. Einen Großteil meiner Zeit verbringe ich aktuell im Ausland in einem Erasmus-Aufenthalt. Da habe ich auch gemerkt, dass sich Großstädte kulturell stark unterscheiden können.

Unsere Ausgabe reflektiert das Thema Identität. Das Feld ist so weit, aber mich interessiert besonders die Nacht. Für mich ist sie eine zeitlose Dimension mit viel Intimität, einer besonderen Stimmung und einer klaren Abgrenzung zum Tag. Außer der eigene Alltag spielt sich in der Nacht ab. Was bedeutet Nacht für dich? Welche Assoziationen hast du zur Nacht?

Nacht und Nachtleben bedeutet für mich einen gewissen Zauber, eine Art Mystik. Die Mystik beginnt meistens mit dem Einbruch der Dämmerung. Das ist ein schöner Zeitpunkt, wenn man sagt „jetzt beginnt das Nachtleben". Das heißt aber nicht, dass das Nachtleben nicht bei Sonnenschein beginnt. Trotzdem sind es für mich die Nacht und die Dunkelheit, die den Zauber des Nachtlebens ausmachen. Ich verbinde ganz viele schöne Erinnerungen mit der Nacht, weil ich mich da fertig mache – alleine oder mit Freund*innen.

Der Club ist eine Institution, die für mich fundamental mit dem Nachtleben zusammenhängt und eine Symbiose mit der Nacht bildet. Das ist eine eigene Welt und mir ist es wichtig vorher etwas für mich zu machen, damit ich mich wohlfühle. Ich schaue mich im Spiegel an, ich trage vielleicht Make-Up auf, style meine Haare, probiere das Outfit an, was ich mir rausgesucht habe. Viele meiner Outfits habe ich in Secondhand-Läden erworben und das Zusammenstellen ist besonders spannend. Das ist immer ein bisschen wie Weihnachten, weil man ja gar nicht so genau weiß, ob es genauso schön aussieht wie in meiner Vorstellung. Und wenn das alles funktioniert und harmoniert, dann kommen manchmal die Freund*innen dazu und wir gehen zusammen zum Club. Das ist Nacht für mich, Nachtleben. Auch so zu sein, wie ich mag. Dieser Zauber eben.

Beim Begriff Nacht müssen wir aber differenzieren, wie du schon angedeutet hast. In der Nacht entfliehen wir allen Dingen des Alltags. Was genau Alltag ist, definieren wir unterschiedlich, denn das ist davon abhängig *wo arbeite ich*, *wann arbeite ich* oder *wie gestalte ich meinen Alltag* und was ist für mich klar *Nicht-Alltag*. Hier und heute sprechen wir über meine Identität im Nicht-Alltag, der Nacht. Ich finde es schwierig über eine Identität zu sprechen, weil man auch multiple Identitäten in verschiedenen Bereichen haben kann.

Nachts merke ich oft, dass Leute anders als tagsüber sind. Manche haben professionelle Jobs, die aus einer anstrengenden 50-Stunden-Woche bestehen. In bestimmten Etablissements in Berlin können die Leute dann komplett frei drehen. Jemand nannte das mal *Festplatte reinigen*, das sage ich seitdem auch immer. Eine Woche war anstrengend – ich muss meine Festplatte reinigen. Ich muss sie erstmal komplett löschen, um wieder Platz zu haben und meine Ressourcen aufzufüllen.

Du lebst seit einigen Jahren wieder in Berlin. Was ist besonders an Berlin und an Großstädten allgemein?

Abb. 8: Das ist Sebastian. Biologiestudent und Teil der queeren Community*

Großstädte unterscheiden sich wie Identitäten komplett voneinander. An der Großstadt Berlin schätze ich die Anonymität. Ich kann einfach sein, wer ich möchte, weil ich die Leute, die ich heute sehe, wahrscheinlich nicht mehr wiedersehe. Das ergibt sich einfach. Außer dein Alltag folgt den immer gleichen Abläufen. Dann siehst du auch immer die gleichen Leute. Gerade nachts sehen wir die Leute nur einmal. Das ist immer diese one-time-Begegnung und das hat einen Reiz, weil ich im Nachtleben die beste Version von mir selbst sein möchte und mich dementsprechend auch präsentiere. Eine Großstadt bietet ein vielfältiges Angebot für die Nacht. Gerade Berlin hat eigentlich für alles ein Angebot – es gibt für jeden Topf einen Deckel. Das meine ich gar nicht unbedingt für Liebesbeziehungen, aber du findest für alles eine Community. Und für mich ist eine Subkultur besonders wichtig, eine Szene, in die ich passe, in die ich mich integrieren kann und in der ich mich sehr wohl fühle.

Du hast bereits deine Clubbesuche erwähnt, ich besuche gerne mit dir die Oper. Wie würdest du aus deiner Sicht Nachtleben beschreiben und welche Orte besuchst du für eine gute Nacht?

Schön, dass du die Oper erwähnt hast. Für mich zählt die Oper ebenso zum Nachtleben wie der Club. Die Oper ist ein Ort, an dem ich mich nochmal neu kennengelernt habe und das verbindet uns schon sehr lange. Unser gemeinsamer Besuch der Musikschule war geprägt von klassischer oder auch theatralischer Musik und die habe ich in der Oper wiedergefunden. In der Oper kann ich eine weitere Rolle einnehmen, die ich im Alltag oder im Club nicht annehmen kann, weil die Etiketten sich unterscheiden. Mit diesen beiden Orten im Nachtleben habe ich eine Art safe space für mich gefunden. Neben dem Club ist die Oper eine Institution, die maßgeblich vom queeren Leben geprägt ist. Es wird viel von der LGBTQIA+-Community beeinflusst und das Gleiche gilt natürlich auch für die Clublandschaft in Berlin. Ich suche Orte auf, an denen ich mich wohlfühle, wo ich unter Gleichgesinnten mit dem gleichen Mindset bin, die den Sinn für Kreatives und Andersartigkeit haben.

Das heißt auch *Die Leute machen den Ort***?**

Ja, das stimmt und ist wichtig hervorzuheben. Du kannst im besten Club der Stadt sein, wenn die Leute um dich herum dir nicht gefallen, weil sie sich unangebracht benehmen, weil du vielleicht auf einmal der Außerirdische bist, der du sonst nie warst, ist in meinen Augen die Clubnacht oder die Nachtexperience gescheitert. Das ist eine sehr unbefriedigende Situation, ein Gefühl, das ich schon hatte und nicht gerne empfinde.

Clubs bereichern das Berliner Nachleben schon seit Jahrzehnten. Wie nimmst du die Berliner Clubszene wahr und was macht sie für dich besonders?

Die besondere Bedeutung von Clubs für das Berliner Nachtleben liegt in der historischen Entwicklung Berlins. Die Teilung und die Nachwendezeit hatten einen großen Einfluss auf die Clubszene. Ich bin ein Kind der frühen 2000er und die Nachwendezeit und die Musik der 2000er haben mich in meinen ersten zehn Lebensjahren in Berlin beeinflusst. Ich erinnere mich an Großveranstaltungen, die ich besucht habe. Die haben tagsüber stattgefunden, aber schon da habe ich mitbekommen *wow, es gibt auch ein Leben jenseits des Mainstreams*. Das habe ich wie ein Schwamm aufgesogen und während oder nach dem Abitur hatte ich ein starkes Verlangen nach etwas, das ich nicht genau beschreiben kann, aber das habe ich im Club gefunden. Das war alles noch vor Corona, was wichtig ist zu betonen. Ich hatte das Gefühl, einen Ort gefunden zu haben, an dem ich zu mir gefunden habe.

Abb. 9: Voguing - expressiver und körperbetonter Tanzstil

Einen Ort, an dem ich zuerst einmal mich selbst lieben gelernt habe, physisch und psychisch. Ein Ort der Harmonie und der Gleichgesinntheit. In Berlin gibt es gute Clubs, wo die Partys sehr hedonistisch, sex positiv sind. Du musst nichts machen, was du nicht machen möchtest. Du kannst auch einfach da sein und die Zeit genießen und die gute Atmosphäre. Das habe ich in anderen Ländern und Städten noch gar nicht so erlebt – und ich war auch in London, Paris und in New York feiern. Das sind Städte, da denkst du *wow, die müssten doch mindestens ein Äquivalent haben*. Das habe ich aber nicht gefunden und das macht Berlin und die Clubszene in Berlin sehr einzigartig. Es gibt hier Adressen, an denen du wirklich du selbst sein kannst.

Kannst du deine Gefühle beschreiben, die du in den Partynächten spürst? Wovon sind sie abhängig?

Das ist eine schöne Frage. Eine gute Partynacht ist von ganz vielen Indikatoren abhängig. Das ist abhängig davon, mit welchen Leuten ich unterwegs bin, welche Leute im Club sind oder wie sich die Hin- und Rückreise zum Club gestaltet. Gerade auf den Wegen kann jede Menge Schlechtes passieren. Ich bin schon übergriffigen Menschen oder auch Hass begegnet, weil Menschen manchmal nicht verstehen, warum du so bist wie du bist. Es ist auch davon abhängig, ob die Veranstaltung oder die Musik gut sind und du musst dich selbst auch gut fühlen. Natürlich fühlt man sich nicht immer hundertprozentig schön, aber ich habe den Anspruch, wenn ich in den Club gehe, dass ich mich schön fühle. Ich möchte mich selbst schön machen aus Respekt vor mir selber, weil ich mir etwas Gutes tue, aber auch aus Respekt vor dem Club, weil ich zu einer Masse an Individuen gehören möchte, die den Club wertschätzen und sich deswegen herausputzen und sich Gedanken gemacht haben, wie sie sich repräsentieren. Es muss ein Zusammenspiel aus ganz vielen Indikatoren sein, um eine perfekte Clubnacht zu haben. Es ist auch okay nicht immer eine perfekte Nacht zu haben, denn umso mehr schätzt man die gelungenen Nächte.

Abb. 10: Voguing - Tanzstil der Ballroom-Szene aus den 1970ern

Und zu der Frage, wie ich mich fühle: Das ist im Endeffekt ein schöner Roadtrip der Gefühle. Ich fange an, auf mich zu schauen und ich achte auf mich, wenn ich in den Spiegel schaue, während ich mich für den Club fertig mache. Ich fühle mich attraktiv in der Kleidung, die ich anziehe und im Club ein bisschen erhaben durch die strenge Türsteherpolitik. Das ist keine Überlegenheit, sondern stärkt mein Selbstbewusstsein für die nächste Woche. Es ist einfach ein rundum wohliges Gefühl, was ich da empfinde.

Mit wem gehst du feiern und warum? Welche Bedeutung hat der Kontakt mit Menschen aus der Szene an den Abenden und in den Nächten des Feierns für dich?

Ich vermeide es mittlerweile, wahllos mit Leuten feiern zu gehen, weil ich nicht so gerne den Nachtleben-Guide spiele. Ich möchte selbst ausgelassen sein und das Gefühl haben, dass die anderen Leute wissen, wie alles funktioniert. Ich spreche da vorrangig von der Club-Etikette. Ich erkläre dann nicht gerne die ganzen Regeln, die non-spoken sind. Es gibt diese unausgesprochenen Regeln und ich habe nicht das Verlangen und das Bedürfnis den Leuten diese zu erklären. Ich möchte mit Leuten in den Club gehen, die auf demselben Erfahrungsstand sind; das ist ein selektierter Kreis an Freund*innen.

Es gab früher auch Freund*innen, mit denen ich nur gefeiert habe. Das sind dann keine richtigen Alltagsfreund*innen, sondern Partyfreund*innen, aber das passt dann einfach auch. Jetzt habe ich einen kleinen Kreis an Menschen, mit denen

ich sehr gerne feiern gehe. Das sind alles Menschen aus der queeren Community. Jeder hat seine Erfahrungen gemacht und wir unterstützen und inspirieren uns in unserem Queersein. Das schafft auch dieses Selbstbewusstsein, von dem ich bereits gesprochen habe. Wir putzen uns heraus, finden uns attraktiv und bekommen im Club Zustimmung.

Die Menschen dort im Club sind auch queer, gay oder whatever, auf jeden Fall marginalisierte Randgruppen; dort ist die Stimmung ganz anders. Es ist ein bisschen vibrant. Egal ob ihr euch kennt oder miteinander befreundet seid, es kann vorkommen, dass böse Blicke getauscht werden, aber genau da liegt auch der Reiz. Ich brauche diese homogene Subkultur zur Inspiration und zum Austausch.

Nachdem du deine Erfahrungen im Nachtleben mit uns geteilt hast, interessiert mich jetzt dein Blick auf Identität und Nachtleben. Wie hat das Nachtleben deine Identität geformt und was ist für dich Identität? Welchen Stellenwert nimmt sie in deinem Leben, deinem Alltag oder deinen Aktivitäten ein?

Ich habe nicht nur eine Identität und meine Identitätsbildung ist nicht abgeschlossen. Ich kann meine Identitäten gar nicht genau benennen, weil sie in einem steten Wandel sind. Auf dem Nachhauseweg von diesem Interview könnte irgendwas Dramatisches passieren und meine Identität wird stark umgeformt.

Eine Komponente für meine Identitätsentwicklung ist und war das Leben in Berlin allgemein, genauso wie das Allein- und Zusammenleben. Ich werde auch stark vom Nachtleben geprägt, auf positive Art und Weise. Das möchte ich nicht missen. Auf gar keinen Fall. Der Club ist für mich eine indentitätsbildende Komponente, weil ich da ein neues Selbstbewusstsein entwickelt habe, das auch wirklich langanhaltend ist.

Ich würde sagen, ich habe eine queere Identität in Berlin entwickelt. Diese Identität habe ich nicht nur angenommen, sondern die war schon immer da. Das Nachtleben und Berlin haben mir ein neues Selbstbewusstsein gegeben, diese Identität nach außen zu zeigen und mir mein Recht auf Existenz nicht nehmen zu lassen. Ich zeige mich jetzt, egal wie viel Gegenwind ich in der Gesellschaft bekomme. Das kann manchmal auch sehr gefährlich werden, es sind schon schlimme Sachen auf dem Weg nach Hause passiert. Aber auch das ist identitätsbildend in meinen Augen.

Was möchtest du abschließend den Menschen mit auf den Weg geben?

Vielleicht gibt es Leser*innen, die nicht aus Berlin sind, sich gerade neu entdecken oder entfalten und erstmal in der Anonymität dieser Großstadt untergehen. Ich kenne einige Leute, die zurück in ihr kleines Heimatdorf müssen, weil sie niemanden in ihrer Zeit in Berlin kennengelernt haben.

Ich bin der Meinung, wenn du das hier jetzt liest und nicht aus Berlin bist, dann kannst du auf jeden Fall schon mal stolz auf dich sein, in der Großstadt Fuß zu fassen. Trau deinen Qualitäten, trau deiner Intuition, versuche kreativ zu sein und mach, was dir Spaß macht. Wenn du am Ende des Tages zu dir selbst sagen kannst: *Du hast zu dir selbst gestanden und bist dir selber treu geblieben* und dich das nachhaltig erfüllt, dann hast du deine Identität weiterentwickelt.

Und zum Schluss: Welcher ist der beste Club Berlins, deiner Meinung nach?

Wenn ihr euch auf lange Wartezeiten einstellen könnt und wollt, dann natürlich das Berghain. Wenn ihr euch mit eurem Körper wohl fühlt, dann kann ich euch das KitKat empfehlen. Das muss aber jede*r für sich selbst herausfinden. Die Clubs unterscheiden sich genauso wie die unterschiedlichen Identitäten. Für manche Menschen sind diese Etablissements überhaupt nichts und für andere sind das die safe spaces, die sie schon immer gesucht haben.

Das Interview führte Lilly Schnell

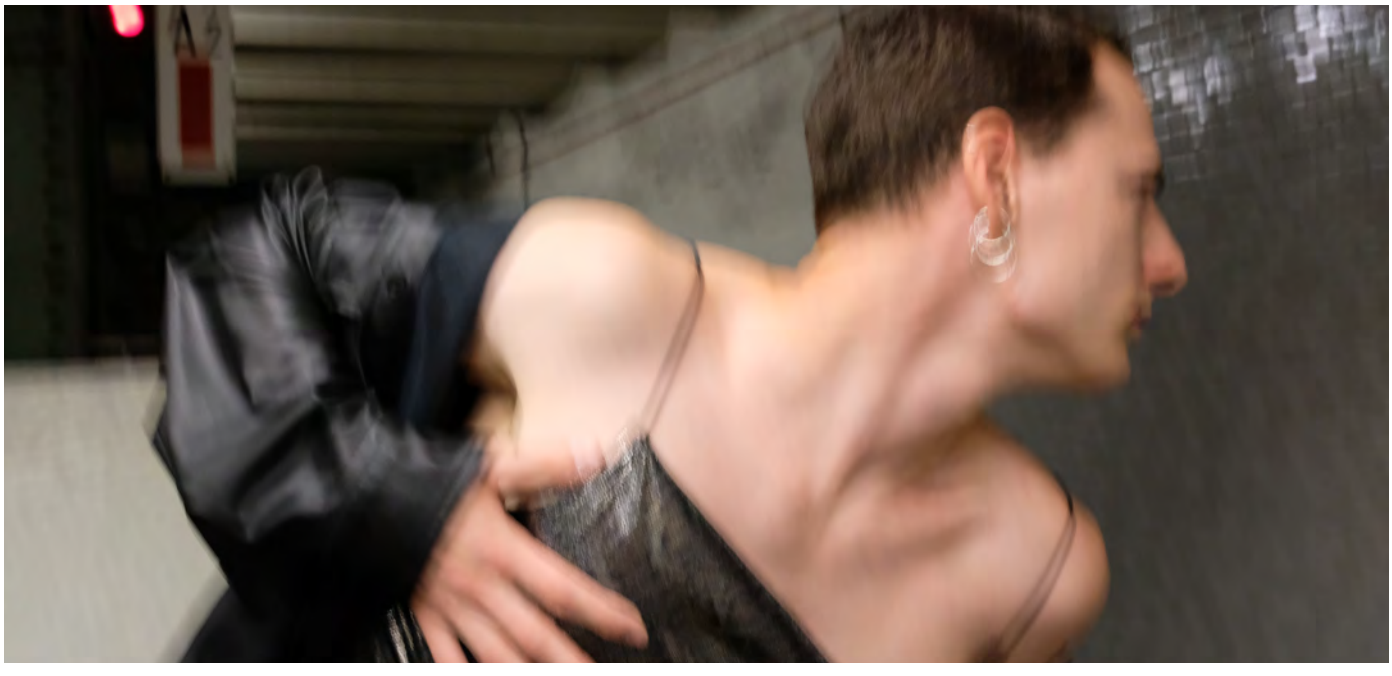


Abb. 11: Ich habe nicht nur eine Identität und meine Identitätsbildung ist nicht abgeschlossen.

Sümpfe, Sonne, Dampfendes Chaos – Houston, Texas

Sugar Land Space Cowboys heißt eines der großen, lokalen Baseballteams. Denn Weltraum (Houston, we have a problem!) und wilder Westen (Howdy, y'all!) sind die zwei bekanntesten Assoziationen für das junge Houston der letzten Jahrhunderthälfte — obwohl beide Begriffe aus räumlicher Sicht wenig mit der Stadt zu tun haben.

Autor: Robin V. Hueppe

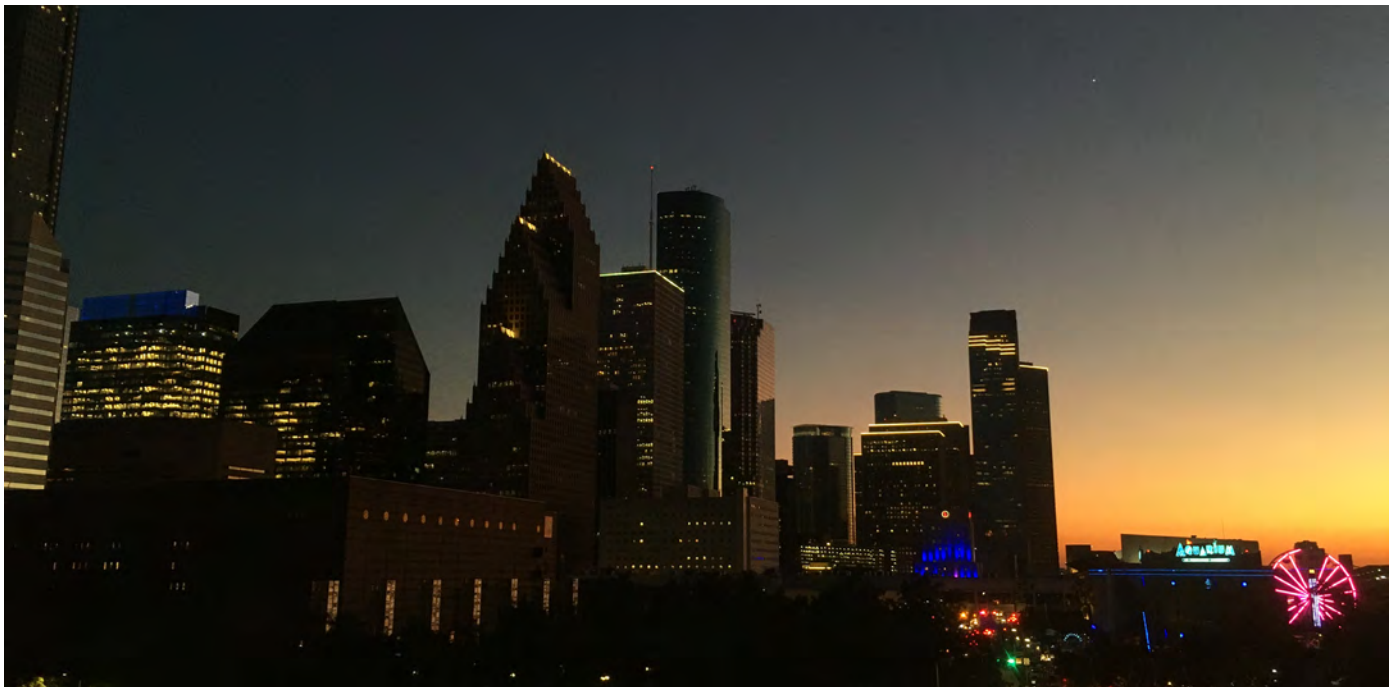


Abb. 12: Skyline von Houstons Innenstadt

Popkulturelles Cowboy-Dasein hat seinen Zenit über die letzten fünfzig Jahre überschritten. Auch die Missionen, die die NASA vom abseits gelegenen Johnson Space Center aus manövriert, finden nur wenig räumlichen Ausdruck in der städtischen Sphäre von Houston.

Wofür die viertgrößte Stadt der Vereinigten Staaten und informelle Hauptstadt des Südens wirklich Aufmerksamkeit bekommt und bekommen sollte, sind die unterschiedlichen Hintergründe seiner Bevölkerung und der hohe Einfluss ihrer verschiedenen Kulturen, der ein künftiges, nichtweißes Nordamerika bereits heute als weitgehend friedliche Realität zeichnet. Oder seine Bezahlbarkeit im Vergleich zu anderen nordamerikanischen Metropolen, ein vorbildlicher „Housing First" Umgang mit Obdachlosigkeit, der nach Michael Kimmelmann in der New York Times über die letzten zehn Jahre rund 25.000 Menschen von der Straße in eigene Unterkünfte brachte.

Aber jeder Ort entsteht aus einem dichten Gewebe aus Mehrdeutigkeiten, die seine Realität beständig restrukturieren. So wie andere US-amerikanische Großstädte ist auch Houston von einer massiven suburbanen und autogeprägten Zersiedelung sowie sehr heißen Sommern betroffen, die im Team die städtischen CO2 Emissionen trotz signifikanter Einsparungen in die globale Topliga katapultieren. Darüber hinaus befindet sich die Region in der Lieblingsroute der Golf-Hurrikans, die zur Herbstsaison in jährlichen Abständen und variierenden Stärken einen Schaden anrichten, den nationale Fördergelder immer wieder aufs Neue lindern müssen. Und da die Stadt zusätzlich in einer sumpfigen Prärieregion entstand, sind die Straßen bei Starkregenereignissen besonders von Blitzfluten betroffen.

Houstons Identität kann aus unzähligen Perspektiven und durch seine merkwürdigen Artefakte erzählt werden. Trotz oder sogar aufgrund dieser Kakophonie steht fest, dass die Stadt aus einem dampfenden Chaos hervorgeht. Die Komplexität seiner Komponenten spiegelt sich auch in den Pfützen wider, in denen etliche Ochsenfrösche nach jedem Schauer den täglichen Austausch suchen.

Für die Felder Stadtforschung und Architektur ist die Inspiration, die aus die-

sem Chaos erwächst, das anziehendste Element dieses Lebensraums. Natürlich steht es Einwohner*innen mit Bildung und Ressourcenzugang frei, den Ort zu wechseln um der Hitze oder dem Verkehr zu entgehen, doch was auch feststeht ist, dass die allermeisten Bewohner*innen dieser 5-Millionen-Metropole nirgendwo so schnell hingehen werden. Wie Werke von Pollock oder Meese repräsentiert die Stadt ohne Flächennutzungsplan ein kurioses Durcheinander, in dem insbesondere der lokalen Gesellschaft jeden Tag der Spiegel ihrer eigenen Absurdität vorgehalten wird. Natürlich ist Houston eine der Öl- und Energiehauptstädte der westlichen Welt, daher aber auch eine der Haupt-Gaslieferantinnen, die Europa künftig aushelfen werden. Städtische und energetische Formen, auf denen auch eine Stadt wie Berlin zumindest in Teilen ruht, sind hier bis zum Extrem ersichtlich und zwingen die Betrachtenden, sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Houston eröffnet Perspektiven auf unsere Lebensrealität, die niemand, wenn einmal gesehen, vergessen kann.

Eines von Angela Millions Lieblingszitaten zum Ende einer Städtebauvorlesung war die Aufforderung, „mit offenen Augen durch die Stadt zu laufen." Als gebürtiger Berliner war das für mich ein langwieriger Lernprozess: Gesehene, hingenommene (ungesehene) Phänomene wieder in einem neuen Licht zu erkennen, das unsere Aufmerksamkeit benötigt. In Houston fällt diese Aufgabe hingegen nicht schwer: Denn die Augen offen zu halten wird obsolet in einer Stadt, die dir jeden Tag die Augen öffnet.

Abb. 13: Orange Show - ein kurioses Kunstwerk mitten in der Nachbarschaft

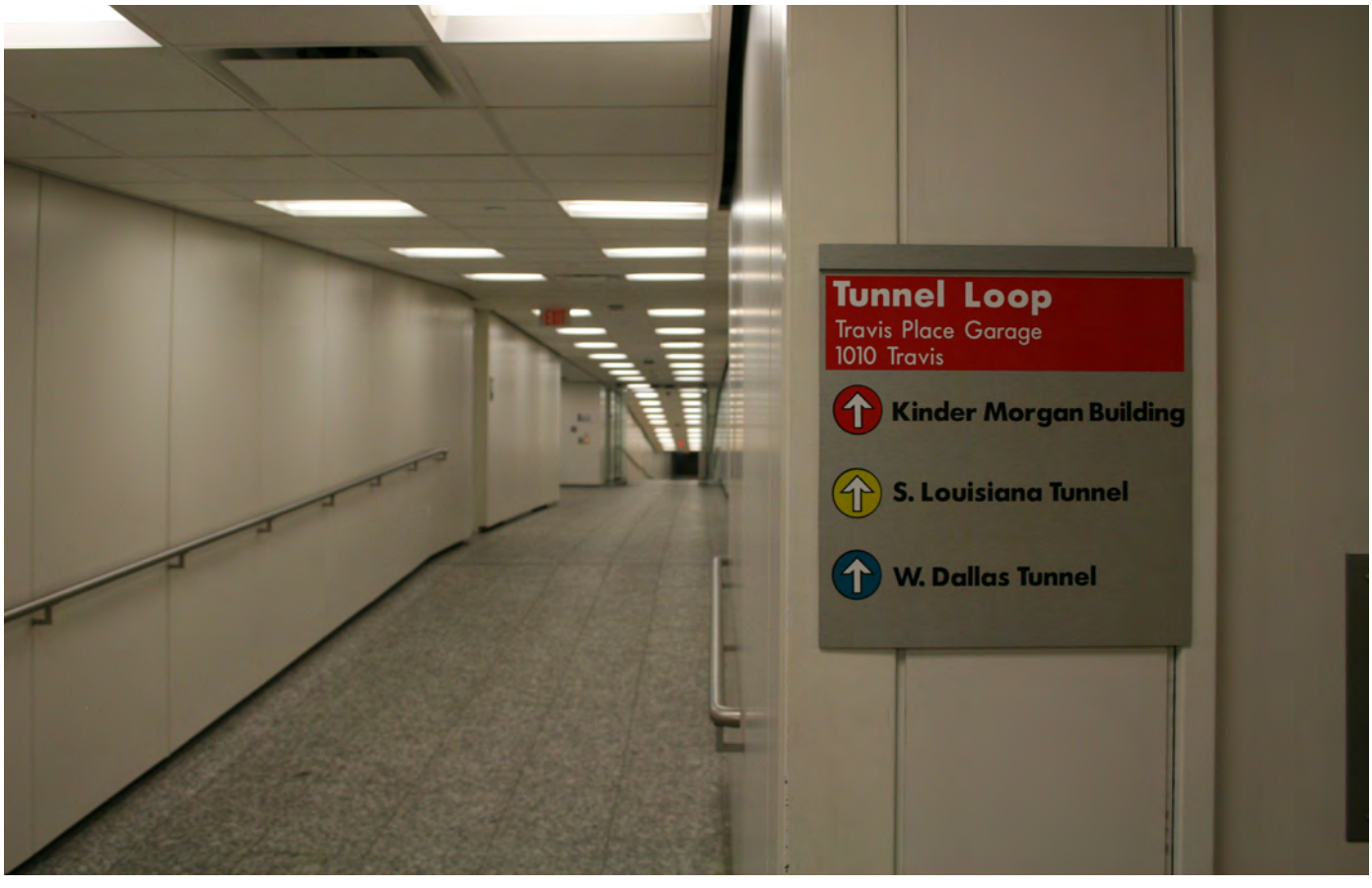


Abb. 14: Einblick in Houstons Tunnelsystem unter der Innenstadt

Neue Identität durch Kunst

Wie wäre es, wenn die Bevölkerung ihre Stadt selbst gestaltet und öffentliche Räume bespielt, ohne dass die Stadtplanung eingreift? Wie schaffen die Berliner Einwohnenden einzigartige Räume für sich und die Stadt? In diesem Text begebe ich mich auf die Suche nach Identität und multifunktionalen Berliner Orten.

Autorin: Agnieszka Alicja Janasik

Abb. 15: Der Torstraßensteg

Berliner*innen suchen in ihrer Stadt Nischen, die nicht zu touristisch sind und von ihnen neu codiert werden können. Immer öfter treffen sich Menschen auf Brücken und verweilen dort, wie z. B. in Berlin-Kreuzberg auf der Admiralbrücke. Ihre ursprüngliche Funktion als Teil der städtischen Infrastruktur wird dabei erweitert. Sie dienen als Treffpunkt zum Verweilen und bieten eine andere Perspektive auf die Stadt. Kunstschaffende schätzen diese neuen Blickwinkel und nutzen Brücken, um ihre Werke zu präsentieren. Das macht Brücken nicht nur zu einem Verbindungselement zwischen zwei Straßenabschnitten, sondern auch zu einem Bindeglied in der Gesellschaft, das soziale Interaktionen bildet und stärkt.

Torfstraßensteg- eine Brücke in Wedding

Die Torfstraßenbrücke verband im 19. Jahrhundert die Wohnquartiere nördlich des Spandauer Schifffahrtskanals mit dem südlich davon gelegenen Industriegebiet und diente der Industrie zur Lieferung von Gütern. Die nach einer starken Beschädigung im Zweiten Weltkrieg wieder aufgebaute Brücke wurde Ende der 70er Jahre abgerissen, einige Meter nach Westen versetzt und als Fußgängerbrücke neu über den Kanal gespannt - der heutige Torfstraßensteg.

Seit der fortschreitenden Gentrifizierung des Sprengelkiezes nutzen die Bewohner*innen die Fußgängerbrücke immer

Abb. 16: Die Brücke vom Sprengelkiez aus gesehen

mehr für Erholungszwecke. Mit dem Zuzug von jüngeren Familien, Studierenden und einer neuen Generation von Kunstschaffenden erfreut sich der Wedding und vor allem der Sprengelkiez seit etwa 2017 immer größerer Beliebtheit. Die Brücke und ihre direkte Umgebung bilden hierbei das Herzstück des neuen Szenebezirks.

Die Konstruktion bildet heute einen kulturellen Raum und die Entwicklung des Gebietes trägt zu ihrer Popularisierung bei. Es sind die dort lebenden Menschen, die die neue Nutzung und den Charakter des Ortes schufen. Wegen ihrer Breite von ca. 5 Metern, kommt es trotz Fahrrad-, Rollerfahrer*innen und Fußgänger*innen kaum zu räumlichen Konflikten. Selbst wenn sich Personen auf den Boden setzen, sich mit ihrer Decke ausbreiten und die Verkehrsfläche belegen, ist die Bewegungsfreiheit der passierenden Personen nicht beeinträchtigt.

Darüber hinaus dient die Fußgängerbrücke als „Kommunikationsmittel" zwischen den Stadtbewohner*innen. An den Pfeilern, den Geländern und auf dem Boden sind diverse Plakate und Slogans zu entdecken. Durch das Einfärben der Geländer und des Bodens in unterschiedlichsten Farben, ändert sich nicht nur das optische Aussehen, sondern es entsteht durch die Nachtbeleuchtung auch eine neue Lichtatmosphäre.

Vor allem aber lädt die Brücke ein, die letzten Sonnenminuten zu genießen. Die Atmosphäre vor Ort lässt sich wie folgt beschreiben: Naturverbundenheit, Ruhe und ein schöner Blick von oben auf das Grün, das Wasser und das Kraftwerk, welches während des Sonnenunterganges eine schöne Kulisse darstellt.

Bedarf an Sitzgelegenheiten, oder doch lieber lassen?

Aufgrund der großen Anzahl der dort sitzenden Menschen und im Zusammenhang mit dem Universitätsprojekt „Wasserfronten“ der Technischen Universität Berlin im Jahr 2020, kam mir die Idee eines Experiments. Ich beobachtete die Brücke und beschloss, bei Bedarf zu intervenieren.

Ich stellte einen Klappstuhl auf, den ich mit einem Schloss am Geländer befestigte. Ziel des Experiments war es, herauszufinden, wie viele Menschen von der Entwicklung dieses Raums profitieren würden. Der Klappstuhl sollte tagsüber nicht mit vorbeifahrenden Fahrrädern in Konflikt geraten, am Nachmittag den Menschen einen Sitzplatz bieten. Es dauerte zwei Tage und der Stuhl war nach Berliner Art verschwunden. Übrig blieb die Kette. Bei weiteren Beobachtungen stellte sich heraus, dass andere Brückennutzende ebenfalls versuchten, etwas auf der Brücke anzubringen, um Menschen einen längeren Aufenthalt auf der Brücke zu ermöglichen.

Sie stellten Sofas und Bänke auf, aber keines dieser Sitzmöbel hielt länger als zwei Tage. Es ist interessant, dass verschiedene Versuche in diese Richtung unternommen wurden, aber der Effekt derselbe blieb. Die Brücke muss offenbar so bleiben, wie sie ist.

Performance Art

Auch mich inspirierte dieser Ort zu einer künstlerischen Darbietung. Am 12. Juni 2022, um 21.15 Uhr nutzte ich die Brücke für eine Performance Art. Mein Anliegen war die Analyse des Ortes durch andere körperliche Sinne - die Wahrnehmung des Ortes als eine Frage seiner Entwicklung.

In meiner Performance Art bezog ich mich vor allem auf die Geschichten des Stegs sowie der Vorgängerbrücken und auf die ungewöhnliche Art, den Raum zu spüren. Dabei beobachtete und analysierte ich das Verhalten der dort passierenden und verweilenden Menschen. Ein halbstündiger Spaziergang über eine Strecke von 50 Metern bot die Gelegenheit, diesen Ort mit allen Sinnen kennenzulernen. Die hinterlassenen Wasserspuren deuten auf die Bewegungsfreiheit in diesem Raum hin, aber ihre kurze Dauer unterstreicht die Unsicherheit der Entwicklung dieses Ortes. Darüber hinaus ist es eine Botschaft und eine Inspiration für Kunstschaffende, ihre Kreationen vor allem im öffentlichen Raum zu präsentieren.

In den wachsenden Großstädten gewinnen solche Orte immer mehr an Bedeutung, da sie Zuflucht vor dem Lärm und der Verschmutzung der Stadt bieten. Darüber hinaus wird das Wohlbefinden der Menschen durch die Ruhe, den Aufenthalt im Grünen und die Möglichkeit, neue soziale Kontakte zu knüpfen, beeinflusst.

Abb. 17: Performance Art auf dem Torfstraßensteg

Abb. 18: Klappstuhl mit Schloss am Geländer befestigt

Abb. 19: Sofa auf der Brücke

Umliegende Stadtentwicklungsprojekte werden zusätzliche Nutzer*innen anziehen. Und neben den Anwohnenden überqueren auch Berufstätige die Brücke täglich. Dieser Ort ist ein Beispiel dafür, dass es nicht die Stadtplanung, sondern die Nutzer*innen sind, die die Atmosphäre des Ortes schaffen und ihn nach ihrem eigenen Rhythmus gestalten. Die Herausforderung der Stadtplanung besteht darin, einen sicheren Ort auf Maßstabsebene der Menschen zu schaffen.

Die Stadtgesellschaft braucht Räume, in denen sie sich frei bewegen und ausdrücken kann. Orte, die von den Menschen selbst gestaltet und angeeignet werden, erfahren mehr Akzeptanz. Urbane Strukturen können als Inspiration für Menschen dienen und ein Spiegelbild der Bewohner*innen sein.

Abb. 20: die Wahrnehmung des Ortes als eine Frage seiner Entwicklung

1
2
3
Berlin Hauptbahnhof
30
ZONE
1
2
3

NIGHT CITY

Night is on the one hand a vulnerable time and on the other a time of self-expression. The night varies according to time, place, and actors, but unlike the daytime, the night is defined by other factors. Every part of the city is different. The city at night contributes to the expression of how people present themselves. For example Belonging to different social, national, religious, cultural, gender, racial and other groups or other communities.

The people, in turn, fill the night city with meanings that make the city identical.

IDENTITY THROUGH THE NIGHT

The employee who stays late at work, the man walking his dog, the bellboy, the night shop visitor or the girl coming home late from work - the list is huge. Different actors experience the night differently because of the environment in which they live. Fear, a desire to get home faster, a quieter walk? The atmosphere here can change these inputs. On the following pages, we will present „different“ Berlin evenings and their actors, classified by night time. Will you find yourself?

10
11
12
ER DÖNER
POLIZEI
ZONE
TAXI
10
11
12

URBANE FEUILLE

S
CTON

Fließende Heimat oder Travemünde – ein Teil von mir

Heimat ist ein Ort, an dem man sich wohl fühlt. Ein Ort, an dem bekannte Gerüche und Gesichter einem entgegenkommen. Hier kann man sich sinnlos treiben lassen und trotzdem nicht verlaufen. Ich bin am Lübecker Bahnhof und warte auf den Zug nach Travemünde.

Autorin: Ma Joie Manzuna

Klarer Himmel

Es ist Frühling. Den Leuchtturm erkenne ich von überall wieder. Die Mittagssonne wärmt mein Gesicht. Am Strand laufe ich direkt zum Wasser. Ich kenne den Weg in- und auswendig. Die Wellen rauschen im regelmäßigen Takt. Es ist zu kalt, um meine Füße ins Wasser zu halten. Es ist laut und zugleich leise. Der Himmel und das Wasser sind in unterschiedlichen Blautönen gefärbt. Ich atme die salzige Luft tief ein und fühle, wie die Spannung meinen Körper verlässt. Ich bin zuhause.

Sonnenaufgang

Es ist Winterbeginn, der dunkelste Tag im Jahr. Ich stehe um 5.00 Uhr auf, um den Sonnenaufgang zu sehen. Bis auf zwei weitere Personen bin ich allein am Strand. Das Meer rauscht laut. Der Wind weht mir ungestüm ins Gesicht. Mir ist kalt und dennoch will ich hier nicht weg. Der Himmel färbt sich langsam orange und der Leuchtturm wirft ein wenig Licht auf den Strand. Ich fühle eine innere Ruhe, die ich schon lange nicht mehr gespürt habe. Ich habe mein Zuhause vermisst.

Heißer Sommertag

Ich bin der Hitzewelle in Berlin entflohen, um mich abzukühlen. Es ist voll am Strand. Ich sehe Menschen, die sich auf ihren Handtüchern sonnen oder sich miteinander unterhalten. Ich höre und sehe kreischende Möwen. Mein Weg führt direkt zum Wasser. Ich kühle meine Füße in der kalten Ostsee ab. Sie tun etwas weh von den angespülten Muscheln und Steinen und ich trete fast in eine Qualle. Dennoch verweile ich und genieße meine Zeit hier, die begrenzt ist. Ich muss zurück nach Berlin. Die Spree wird mir bis zum nächsten Mal am Meer ausreichen müssen.

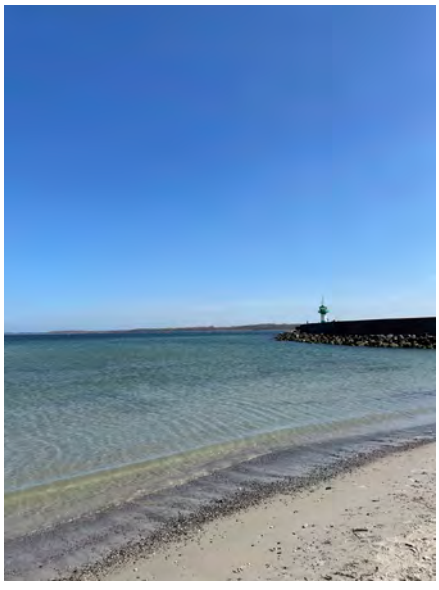


Abb. 21: Klarer Himmel

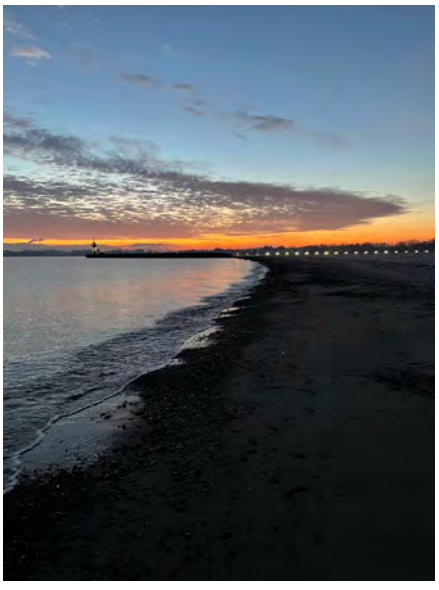


Abb. 22: Sonnenaufgang

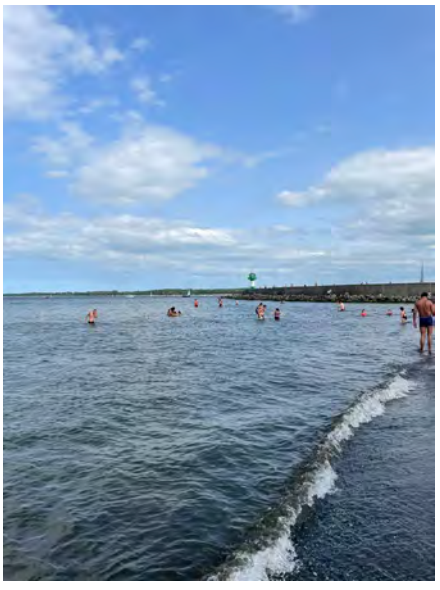


Abb. 23: Heißer Sommertag

Spot on – (kl)eine Hommage

*Autor*in: anonym*

In Berlin gibt es vier bauliche Elemente, die mir wichtig sind und die die städtische Identität für mich sichtbar prägen: die Flutlichtmasten des Friedrich-Ludwig-Jahn-Sportparks. Sie erheben sich dort, wo ich seit 17 Jahren lebe, am Mauerpark in Prenzlauer Berg. Das Vierer-Ensemble bildet ein von mir geliebtes Panorama. Aufgrund neuer Entwicklungen zum Umbau des Sportparks steht die Flutlichtanlage leider zur Diskussion. Ich hoffe, dass die Masten weiter existieren dürfen. Die Anlage sollte einst zwar nur ein Sportfeld ausleuchten, im Laufe der Zeit wurde sie jedoch für viele Menschen zum Identitätsträger von Mauerpark und Gleimviertel. Der Anblick erinnert mich daran, wie ich hier Freundschaft, Feiern, Frei sein, Diskutieren, Lieben, Leben lernte, und zeigt mir immer wieder: Das ist meine Stadt und mein Zuhause.

Third Space Eckkneipe

Autor: Benedikt Schroeter

Anfang der 2000er Jahre kam der Begriff des Third Spaces auf, der Orte bezeichnet, die zwischen Wohnen und Arbeiten eine weitere Funktion übernehmen und zur alltäglichen Erfahrungswelt zählen. Cafés und Restaurants sind selbstverständlich erste Assoziationen , die sich mit der Mediterranisierung der Innenstädte auch in der BRD einer gesteigerten Beliebtheit erfreuen. Dabei gab es auch schon vor den Cafés etablierte Third Spaces, die zum städtischen Alltag dazu gehörten, aber nicht als solche bezeichnet wurden. Die Rede ist hier von Kneipen.

Nun ist das hier nicht der erste Text, der sich mit dem sozio-kulturellen Phänomen der Kneipen auseinandersetzt und wird sicherlich auch nicht der letzte Artikel sein.

Schon längere Zeit sind Kneipen von den Verdrängungsprozessen in Städten betroffen. Durch diese Entwicklungen verschwinden Kneipen als Orte der Identität, der Gemeinschaft und des kollektiven Alkoholkonsums. Das Schwinden der Kneipen wird einerseits von Spätis, die günstiges Bier verkaufen und andererseits von Bars, in denen hochpreisige Getränke genossen werden, begünstigt. Ohne die einzelnen Verkaufskonzepte gegenseitig ausspielen zu wollen, bedauern wir die Entwicklung: Denn die Kneipe bildete in den jeweiligen Quartieren Institutionen – vielleicht würden einige sie auch als Wohnzimmer bezeichnen – in denen Kommunikation zwischen verschiedenen Milieus stattfand und stattfindet. Wie Felsen in der Brandung sind sie Orte, die Nutzer*innen über längere Zeit aufsuchen, auch wenn sich die Lebensumstände, bis hin zu einem Wegzug aus dem jeweiligen räumlichen Umfeld, veränderten.

Als Ausdruck der Wertschätzung der Idee der Kneipen entschieden wir uns, eine Gruppe aus Kneipensympathisant*innen, vor einem Jahr, möglichst viele Kneipen in Berlin kennenzulernen. Das hatte mehrere Gründe:

Zum einen möchten wir möglichst unterschiedliche Kneipen und Kneipenkulturen kennenlernen. Lassen sich hierdurch bestimmte räumliche Muster erkennen oder ist jede Kneipe besonders, sodass sie individuell zu betrachten sind? Zudem ist das Aufsuchen von möglichst verschiedenen Kneipen in unterschiedlichen Ortsteilen auch die Möglichkeit, abseits bekannter Räume sich neue Teile Berlins zu erschließen. Denn Eckkneipen befinden sich hauptsächlich an den Orten, die keine Zentren der Nachtökonomie, wie beispielsweise die Warschauer Straße, sind.

Um nicht in die gängigen, einschlägigen Kneipen zu gehen, entschieden wir uns als Gruppe, das Quartier, in dem wir die Kneipen besuchen, auszulosen. Als räumliche Einheit wählten wir hierfür die zweite Ebene der lebensweltlich orientierten Räume (LOR). Die Auswahl der Kneipen vor Ort findet dann unsystematisch, teils zufällig, teils bewusst statt.

Da wir als (angehende) Planer*in ständig Räume evaluieren, schien es uns Nahe, dies auch bei unseren Kneipenbesuchen zu tun. Daher wählten wir für eine Bewertung und Vergleichbarkeit der Kneipen Kategorien aus, anhand der wir die jeweiligen Kneipen beurteilten.

Konsumorte vermessen

Als Grundlage für die Auswahl der Kategorien orientierten wir uns an der Raumtheorie von Martina Löw. Demnach konstituieren sich Räume wechselseitig aus (gesellschaftlichen) Strukturen und Handlungen von Lebewesen an Orten. Die Art der Raumproduktion ist ein kontinuierlicher Prozess und wird fortlaufend praktiziert. Für die Erhebung unterschiedlicher Kneipencharakteristika ist die Raumtheorie hilfreich, da sie die ortsspezifische Atmosphäre von Kneipen operationalisierbar macht. Denn gerade das bewusste Anordnen von physisch-materiellen, sozialen usw. Strukturen inszeniert die kneipentypische Atmosphäre. Die Auswahl der Indikatoren kann entweder den räumlichen Strukturen oder dem Handeln zugeordnet werden.

Rosel (Herthaner)

Besteht seit	2007
Bierpreis (klein)	2,90 €
Bierpreis (groß)	3,60 €
Grantigkeit	2
Holzvertäfelungsgrad	33,33 %
Jukebox	Nein
Dart	Ja
Billard	Nein
Sportsbar	Ja
erhoben am	11.02.2022
Adresse	Weserstraße 210
Kiez	Reuterkiez

Als räumliche Strukturen wählten wir die Indikatoren *Besteht seit*, *Bierpreis*, *Holzvertäfelungsgrad* und das Vorhandensein von *Jukebox*, *Dart*, *Billard* und *Live Sport*. Als Kategorie, die das Handeln operationalisiert, wählten wir *Grantigkeit*. In der Realität besteht die hier vorgenommene Trennung zwischen räumlichen Strukturen und dem Handeln, wie wir sehen werden, nicht so stark.

Räumliche Strukturen

Für die Evaluierung ist die räumliche Struktur von besonderem Interesse. Räumliche Strukturen lassen sich weiter in materiell-physische sowie symbolische Faktoren unterteilen. Als materiell-physischer Faktor zählt die Kategorie *Holzvertäfelungsgrad*, da mit ihr der Holzanteil an der Auskleidung der Innenwände sowie Decken beobachtet wird. Wir wählten diese Kategorie aus, da gerade die Holzvertäfelung charakteristisch für urige Kneipen ist und meist in Zusammenhang mit einer sehr eigenwilligen Setzung von Deko-Objekten wie Bildern, Statuen oder Textilien besteht. Die Bewertung dieser Kategorie ist, zugegebener Maßen, nicht sonderlich wissenschaftlich. Meist gibt jede*r eine Einschätzung ab und wir einigen uns dann auf eine Prozentzahl.

Der Bierpreis ist ein symbolischer Faktor, der institutionell abgesichert ist. Er ist in der Praxis sehr bedeutend und einer der wichtigsten Kriterien, die über einen Besuch in einer Kneipe entscheiden. Für eine genauere Erfassung nahmen wir den Bierpreis für ein kleines (in der Regel 0,3 Liter) sowie ein großes (meist 0,5 Liter) Bier auf.

Die Kategorie *Besteht seit*, evaluiert die räumlichen Strukturen, zählt aber sowohl zu den materiellen als auch symbolischen Faktoren. Hiermit erheben wir, wie lange eine Kneipe räumliche Strukturen ausbildet. Bei der Datenermittlung nehmen wir einige Ungenauigkeiten in Kauf: So kommt es nicht selten vor, dass der*die Wirt*in nicht weiß, wie lange die Kneipe schon besteht, sodass die Stammgäste den*die Wirt*in korrigieren *müssen* (*Ne, die Kneipe gibt es länger; ich bin hier schon seit 30 Jahren*). Für uns ist das Datum entscheidend, seit dem die Kneipe unter dem aktuellen Namen besteht.

Spacing und Syntheseleistung im Rausch

Neben den räumlichen Strukturen ist für die Raumproduktion das Handeln entscheidend, was sich in Spacing und Syntheseleistung darstellt. Hierfür entwickelten wir die Kategorie *Grantigkeit*, die die Interaktion der Bewirtung gegenüber den Gästen bewertet. An der Stelle muss klargestellt werden, dass dies nicht despektierlich ist: Unserer Erfahrung nach sind Eckkneipen Orte, an denen auch teils sehr deftig miteinander kommuniziert wird. Gerade das Tacheles-Reden, auf den Tisch Hauen und Verteilen von Hausverboten, zählt zu den Entitäten, die wir mit Kneipenbesuchen verbinden. Das bedeutet aber nicht, dass die Bedienung in Kneipen zwangsläufig mürrisch sein muss. Und sowieso stellt sich meist im Laufe des Abends heraus, dass auch die grantigsten Wirt*innen sehr freundlich. Wir messen die Grantigkeit in vier verschiedenen Abstufungen (eher freundlich, neutral, eher unfreundlich, grantig).

Neben den bereits genannten Kategorien, die verhältnismäßig klar zugeordnet werden können, gibt es Weitere, die klar als räumliche Strukturen erkennbar sind und gleichzeitig zum Handeln auffordern. Dazu zählen *Jukebox*, *Dart*, *Billard* und *Live Sport*. Für uns sind das Entitäten, die hauptsächlich in Kneipen vorzufinden sind. Diese Kategorien sind eine reine Abfrage der bestehenden Infrastruktur und entweder vorhanden oder nicht.

Alles für die Kultur

Wie unschwer erkennbar ist, kann der wissenschaftliche Anspruch dieser Erhebung ähnlich ernst genommen werden, wie Petra Kahlfeldt als Senatsbaudirektorin. Stattdessen wollen wir die Kneipe als Teil der Berliner Kultur humoristisch würdigen und vor Ort eine gute Zeit verbringen.

JOKER

Besteht seit	1992
Bierpreis (klein)	2,30 €
Bierpreis (groß)	2,60 €
Grantigkeit	1
Holzvertäfelungsgrad	20 %
Jukebox	Nein
Dart	Ja
Billard	Ja
Sportsbar	Ja
erhoben am	26.02.2022
Adresse	Sprengelstraße 25b
Kiez	Sprengelkiez

Erdal's Bierstube

Besteht seit	2011
Bierpreis (klein)	2,60 €
Bierpreis (groß)	3,50 €
Grantigkeit	0
Holzvertäfelungsgrad	2,18 %
Jukebox	Nein
Dart	Ja
Billard	Ja
Sportsbar	Ja
erhoben am	04.03.2022
Adresse	Friedrich-Karl-Str. 18
Kiez	Ullsteinstraße

Mittemang

Besteht seit	2006
Bierpreis (klein)	2,30 €
Bierpreis (groß)	2,90 €
Grantigkeit	1
Holzvertäfelungsgrad	5 %
Jukebox	Nein
Dart	Nein
Billard	Nein
Sportsbar	Nein
erhoben am	16.03.2022
Adresse	Fechnerstraße 3
Kiez	Günzelkiez

Friedenauer

Besteht seit	1955
Bierpreis (klein)	2,40 €
Bierpreis (groß)	3,60 €
Grantigkeit	1
Holzvertäfelungsgrad	18,50 %
Jukebox	Nein
Dart	Ja
Billard	Ja
Sportsbar	Ja
erhoben am	18.03.2022
Adresse	Varziner Straße 6
Kiez	Friedenau

Zum Heinzelmann

Besteht seit	1967
Bierpreis (klein)	2,90 €
Bierpreis (groß)	3,20 €
Grantigkeit	1
Holzvertäfelungsgrad	63 %
Jukebox	Nein
Dart	Ja
Billard	Ja
Sportsbar	Ja
erhoben am	01.04.2022
Adresse	Karl-Marx-Platz 14
Kiez	Rixdorf

Lucky‘s Bierbar

Besteht seit	2011
Bierpreis (klein)	3,00 €
Bierpreis (groß)	4,50 €
Grantigkeit	1
Holzvertäfelungsgrad	4,25 %
Jukebox	Nein
Dart	Ja
Billard	Nein
Sportsbar	Nein
erhoben am	02.04.2022
Adresse	Rykestraße 29
Kiez	Kollwitzkiez

Zum Magendoktor

Besteht seit	1906
Bierpreis (klein)	2,10 €
Bierpreis (groß)	2,80 €
Grantigkeit	3
Holzvertäfelungsgrad	37 %
Jukebox	Ja
Dart	Ja
Billard	Ja
Sportsbar	Nein
erhoben am	17.04.2022
Adresse	Reinickendorfer Str. 111
Kiez	Anton-Kiez

Zur Quelle

Besteht seit	1895
Bierpreis (klein)	2,50 €
Bierpreis (groß)	3,90 €
Grantigkeit	0
Holzvertäfelungsgrad	48 %
Jukebox	Ja
Dart	Ja
Billard	Ja
Sportsbar	Nein
erhoben am	17.04.2022
Adresse	Alt-Moabit 87
Kiez	Alt-Moabit

Zum Schinken

Besteht seit	1955
Bierpreis (klein)	2,10 €
Bierpreis (groß)	2,90 €
Grantigkeit	0
Holzvertäfelungsgrad	23,10 %
Jukebox	Ja
Dart	Ja
Billard	Ja
Sportsbar	Nein
erhoben am	12.09.2022
Adresse	Luxemburger Str. 5
Kiez	Brüsseler Kiez

Baude 38

Besteht seit	1968
Bierpreis (klein)	2,40 €
Bierpreis (groß)	3,00 €
Grantigkeit	1
Holzvertäfelungsgrad	53,80 %
Jukebox	Nein
Dart	Ja
Billard	Ja
Sportsbar	Nein
erhoben am	28.08.2022
Adresse	Nassauische Str. 38A
Kiez	Günzelkiez

campus

Techniker // Künstler: Wie ein Zaun zwei Universitäten auf einem Campus trennt

Die Gebäude der Technischen Universität und der Universität der Künste bilden zusammen den sogenannten Campus Charlottenburg. Sie teilen sich eine Mensa und eine Bibliothek. Hinter den Kulissen sieht es jedoch nicht so einheitlich aus: die Unis trennt ein durchgehender Zaun, die Studierenden sind sich gleichzeitig so nah und doch so fern. Wenn man mehr Begegnungsorte schaffen würde, wäre auch die Neugier, sich kennen zu lernen und gemeinsame Projekte zu machen, deutlich höher. Oder?

Autorin: Daria Kariakina

Ich laufe die Hertzallee entlang Richtung Mensa. Bei einem Seitenblick bemerke ich gestreifte Figuren. Sie gehen, bücken sich und tragen schwere Steine und Blöcke, die sie auf einen Tisch stellen und mit kleinen Hämmern und Meißeln in eine Form schlagen. Es sind Studierende der Bildenden Kunst an der Universität der Künste, Berlin. Gestreift sind sie, weil man sie von der Seite des TU-Campus' nur durch den Zaun sehen kann. Für ihre Außenwerkstatt gilt der Zaun wohl als zweite Wand, damit sie sich nicht beobachtet fühlen und ein Raumgefühl mit einer bestimmten Fläche und einem bestimmten Umfang bekommen.

Der Zaun ist ungefähr zwei Meter hoch und besteht aus Backsteinsäulen mit Fliesen obenauf und einem vertikalen silbernen Metallgitter. Bei genauer Betrachtung, findet man auf dem Gitter kleine scharfe Metalldreiecke: Kletterschutz. Wegen der Backsteinsäulen und der Ziegel vermute ich, dass der Zaun die Campi nicht erst seit gestern trennt. Der formale Grund liegt auf der Hand: zwei Universitäten, zwei unabhängige Bildungseinrichtungen werden von unterschiedlichen Menschen geputzt, gepflegt und bewacht. Die Tatsache, dass der Zaun genau vor dem Ausgang aus dem grünen Hof der UdK noch undurchsichtiger wird, so, dass man ihn von der TU-Seite gar nicht sehen kann, hat aber nichts mit Formalitäten zu tun. Dahinter steht eine alte Idee, dass man den Künstler*innen und ihrer Kunst einen unbeobachteten, sicheren und von der Außenwelt abgetrennten Raum geben sollte. So kommen sie in ihrer Konzentration und Kommunikation zu neuen und kreativen Ideen und Formen und können diese mit Gleichgesinnten teilen. Die dünne Materie der Kunst und Kultur bleibt hinter dem Zaun des allgemeinen Verstehens in Boheme-Kreisen verborgen.

Ich habe einmal einem Freund den TU-Campus gezeigt und er sagte „Wie süß sind alle diese Nerds da!

Das sind natürlich nur Klischees, die aber sowohl TU-, als auch UdK-Studierende kennen und manchmal sogar unterstützen, wie ich im Gespräch mit zwei ehemaligen Studierenden der UdK erfahren habe:

Ich hatte nie besonderes Interesse, auf den TU-Campus zu schauen. In die Mensa bin ich auch nicht gern gegangen. Das war deprimierend, mit allen diesen Informatik-Studis, die da rumlaufen.

Klischees entstehen oft bei größerer Distanz von Subjekt und Objekt, wenn man nicht genug übereinander weiß. Distanz wird im Fall von TU und UdK durch einen Zaun ersetzt. So hat man weniger Begegnungen miteinander und daraus folgt mehr fruchtbarer Boden, um Klischees zu verbreiten und die Idee eines „ abgegrenzten Raums für Kunst und Kunstschaffen" zu verwurzeln.

Die coolsten Künstler*innen sehen genau wie TU-Nerds aus.

Nicht überall wird die Trennung so deutlich. Ich stehe auf dem Steinplatz und gucke auf die andere Seite der Hardenbergstraße. Gebäude zu Gebäude, Wand zu Wand, ohne Zäune oder Grenzen stehen vor mir drei große, von ihrer Architektur sehr unterschiedliche Gebäude. Das Hauptgebäude der Universität der Künste möchte ich mir stundenlang ansehen, um mehr und mehr Details zu finden und zu träumen, mal in diesem Turm mit seinem pyramidenförmigen roten Dach da oben zu sein. Ich gucke nach links und frage mich:

Und hier? Möchte ich hier auch mal rein?

Einmal habe ich mich schon in diesem Gebäude verlaufen: Das grün-schwarze moderne und auf den ersten Blick funktionale Physikgebäude sieht wohl genauso aus, wie man sich ein Physikgebäude vorstellt. Auf der Straße stehend spüre ich in mir eine Diskrepanz zwischen Miteinander und Gegeneinander. Von Zäunen, Barrieren und fehlenden Übergängen kann hier nicht die Rede sein, eher im Gegenteil: zwischen beiden Gebäuden liegt die Mensa und verbindet sie wie ein großer Backstein, ohne den eine Lücke entstehen würde.

Die Mensa ist einer der Orte, wo sich die Studierende der TU und der UdK täglich begegnen und wo unterschiedliche Menschenströme ineinander fließen. Man bleibt in dieser großen Menge anonym und unbeobachtet und verliert sich in der bunten Mischung von Fächern, Berufen, Fakultäten und Gesichtern. Ich laufe zu der Stelle, wo der Austausch keine sozialen Fähigkeiten verlangt: Auf dem schwarzen Brett treffen sich die Angebote der Mathe-Nachhilfe, Einladungen zu Poetry-Slams, Verkauf von Roboterdetails, eine Stellenausschreibungen für eine Künstler*innen-Assistenz, Angebote für Tanz-, Klavier- und Pythonunterricht und vieles, vieles mehr. Wenn ich mir die Reihen der eng aneinander geklebten kleinen Zettelchen angucke, finden sich unerwartete Gemeinsamkeiten in Angeboten und Nachfragen: Hier gibt es keine Trennung nach Techniker*innen und Künstler*innen. Alle sind willkommen, die Angebote anzunehmen.

Genauso ist es in der Bibliothek, einem anderen gemeinsamen Ort der beiden Universitäten. Die Bücherregale und Tische stehen allen zur Verfügung. Hier kann jede*r in allen Abteilungen stöbern, egal, ob aus fachlichen Gründen, weil man sich verlaufen hat oder aus purem Interesse an anderen Themen. Genau bei solchen fachübergreifenden Auseinandersetzungen, und nicht in einem Künstler*innen-Techniker*innen-Inkubator, kommt man auf neue Ideen und schafft etwas Neues, etwas, das es früher noch nicht gab. Jede solche Auseinandersetzung mit dem fremden Fach gibt eine neue Perspektive auf das eigene Studium.

ZwischenRäume

Ein Studiengang hat doch den Zaun abgebrochen. Gestalter*innen, Künstler*innen, Ingenieur-, Natur-, Geistes- und Sozialwissenschaftler*innen können im Masterstudiengang *Design & Computation* gemeinsam studieren. Das ist der erste Studiengang, der seit Mai 2020 von der TU und der UdK gemeinsam angeboten wird. So bekommen die Studierende in der Hardenbergstraße 16-18 einen Ort zum verbalen und künstlerischen Austausch und können (barriere)frei voneinander lernen. Wenn man den beiden Universitäten den echten, physischen Raum für Zusammenarbeit gibt, merkt man, dass sie sofort anfangen miteinander zu reagieren.

Der Raumaspekt spielt hier eine große Rolle. In der Welt der schnellen informellen Begegnungen hat man wenig Zeit, um die Entscheidung zu treffen, ob ein Raum interessant und einladend ist oder nicht. Oder, ob es sich überhaupt um einen Raum handelt oder nicht. Ich stehe wieder vor dem Zaun in der Hertzallee. Groß, massiv und breit ist er nicht überall. Dort, wo der Weg zur Mensa nach links biegt, trennt die Universitäten nur ein Metallzaun mit einem Schloss an dem Tor und dem ewigen Schild mit der Aufschrift: „Baustelle. Betreten verboten!“. Doch statt der Baustelle sehe ich schattige Bäume, ungepflegtes Gras und die Rückseite eines UdK-Gebäudes, die von der TU aus wie eine charakterlose Fassade aussieht. Der Grundstück ist etwa 5x20 Meter groß und wird allem Anschein nach nicht von der UdK genutzt. In meinem Kopf erklingt ein leises *Heureka!*. Vielleicht liegt er hier, der Möglichkeitsraum, an dem sich die Studierenden beider Universitäten einfach so begegnen könnten und es muss nur einfach jemand mal nach dem Schlüssel fragen.

Abb. 24: UdK und TU – gemeinsam und doch getrennt

Abb. 25: Blick in den Steinmetzbereich der UdK

Bildnachweise

Zwischenseiten Schwerpunkt, Urbanes Feuilleton und Campus, Foto: Lilly Schnell, 2021 und 2022.

Plakatillustration „NIGHT CITY - IDENTITY THROUGH THE NIGHT von Anastasia Kuznetsova, 2022.

Abb. 1: U-Bahnhof Rosenthaler Platz, Hannah Fuchsenberger, 2022.

Abb. 2: Rykestraße, Prenzlauer Berg, Sophie Mertin, 2022.

Abb. 3: Pücklerstraße, Kreuzberg. Über den QR-Code gelangt ihr zu einem kleinen Leitfaden des BUND zur ökologischen Bepflanzung von Baumscheiben, Sophie Mertin, 2022.

Abb. 4: Lützowstraße, Tiergarten, Sophie Mertin, 2022.

Abb. 5: Knesebeckstraße, Charlottenburg, Sophie Mertin, 2022.

Abb. 6: Der Bezirk Berlin-Mitte informiert in einem Infoflyer zur sachgerechten Bepflanzung von Baumscheiben. Was ist erlaubt und was nicht? Die Antworten gibt es da., Bezirksamt Mitte von Berlin, [online] file:///C:/Users/Lilly%20Schnell/Downloads/baumscheiben-flyer-netzversion-neu.pdf, 2022.

Abb. 7: belebtes Zentrum Shatilas, Hardscarf, [online] https://upload.wikimedia.org/wikipedia/commons/c/c4/Shatila_-_street_view_%284%29.jpg, 2019.

Abb. 8: Das ist Sebastian. Biologiestudent* und Teil der queeren Community, Lilly Schnell, 2022.

Abb. 9: Voguing - expressiver und körperbetonter Tanzstil, Lilly Schnell, 2022.

Abb. 10: Voguing - Tanzstil der Ballroom-Szene aus den 1970ern, Lilly Schnell, 2022.

Abb. 11: Ich habe nicht nur eine Identität und meine Identitätsbildung ist nicht abgeschlossen., Lilly Schnell, 2022.

Abb. 12: Skyline von Houstons Innenstadt, Robin V Hueppe, o. J.

Abb. 13: Orange Show - ein kurioses Kunstwerk mitten in der Nachbarschaft, Robin V Hueppe, o. J.

Abb. 14: Einblick in Houstons Tunnelsystem unter der Innenstadt, Robin V Hueppe, o. J.

Abb. 15: Der Torstraßensteg, Agnieszka Janasik, 2022.

Abb. 16: Die Brücke vom Sprengelkiez aus gesehen, Agnieszka Janasik, 2022.

Abb. 17: Performance Art auf dem Torfstraßensteg, Lion Hermann, 2022.

Abb. 18: Klappstuhl mit Schloss am Geländer befestigt, Agnieszka Janasik, 2020.

Abb. 19: Sofa auf der Brücke, Agnieszka Janasik, 2020.

Abb. 20: die Wahrnehmung des Ortes als eine Frage seiner Entwicklung, Lion Hermann, 2022.

Abb. 21: Klarer Himmel, Ma Joie Manzuna, o. J.

Abb. 22: Sonnenaufgang, Ma Joie Manzuna, o. J.

Abb. 23: Heißer Sommertag, Ma Joie Manzuna, o. J.

Abb. 24: UdK und TU – gemeinsam und doch getrennt, Lilly Schnell, 2022.

Abb. 25: Blick in den Steinmetzbereich der UdK, Lilly Schnell, 2022.